

# NOBELBALAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 19.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 15. Mai 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

V. Band.

## Die Fächerschirme.

Die schöpferische Mode hat uns zum Frühjahr mit diesem sinnreichen Product beschenkt, welchem wir zwar keine allgemeine Verbreitung prophezeihen, da die überaus zarte Arbeit bei täglichem Gebrauch eine lange Dauer nicht verspricht, dessen Erwähnung wir aber unseren Leserinnen nicht vorenthalten wollen. Der Pariser Künstler, welcher dieses Wunder von Doppelseitigkeit erfand und konstruirte, hat ohne Zweifel die Absicht gehabt, den im offenen Wagen fahrenden Damen einen Beschützer zu geben, welcher sie (als Schirm) gegen die Strahlen der hochstehenden Mittagssonne, und (als Fächer) in angenehmster Weise gegen den blendenden Glanz der Morgen- und Abendsonne zu sichern vermag und nebenbei sich noch brauchen läßt, dem erhitzten Gesicht Kühlung zuzuführen.

Die Vereinigung eines Fächers und eines Sonnenschirmes ist ein sehr glücklicher Gedanke, denn die zum Schutz gegen die



Fächerschirm. Fig. 1.

Sonne bisher gebrauchten Fächer ermüden bei hochstehender Sonne den Arm, während die Schirme bei niedrigem Sonnenstande unbequem und lästig werden.

Die Fächerschirme sind noch zu neu, um unbedingt ihren dauernden praktischen Nutzen zu preisen, doch so viel können wir versichern, daß sie für ihren Zweck höchst angemessen konstruirt sind und die höchste Eleganz als Empfehlung mitbringen. Ohne besondere Angaben dürfte jedoch schwerlich jemand im Stande sein, sich den zur Verwandlung des Fächers nöthigen Mechanismus zu versinnlichen, und geben wir deshalb durch nachfolgende Abbildungen die nöthigen Erläuterungen.

Figur 1. Der zusammengefaltete Fächerschirm.

Figur 2. Der entfaltete Fächer. Die Entfaltung geschieht in der bei allen Fächern gebräuchlichen Weise.

Figur 3. Man drückt den Daumen auf die Feder, zieht den Stiel aus der Scheide und knickt den Schirm um.

Figur 4. Man entfaltet mit der rechten Hand den Schirm, mit der anderen Hand beide Seiten desselben vermittelst des dazu bestimmten Hakens an einander befestigend.

Figur 5. Um den Fächer wieder herzustellen, zieht man an der kleinen Eichel.

Haben wir nun mitgetheilt, wie man diesen modernen Proteus, den Fächerschirm, behandeln müsse, so bleibt uns nur noch zu erwähnen übrig, daß derselbe in großer Auswahl in dem Magazin von Theodor Morgenstern (Paris, Rue l'Echiquier 8, Berlin, Friedrichstraße) zu haben ist, der noch ziemlich hohe Preis von 8 bis 15 Thlr. aber einer allgemeinen Verbreitung wohl hindernd sein möchte.

[2313]

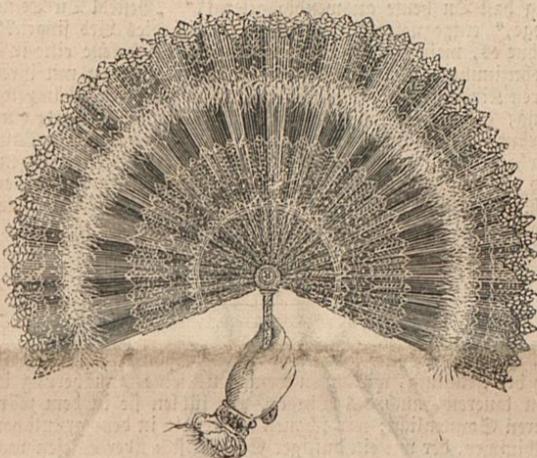
## Helene.

Eine Novelle.

Von

Cäcilie von Paszkowsky.

Wir sind im Februar des Jahres 1851 in einem kleinen Kirchbörtschen, oder wenn wir es so nennen wollen, einem Fleckchen des Herzogthumes\*, an der Ostsee, mit den klaren Wellen



Fächerschirm. Fig. 2.

und den grünen Buchenwäldern daran; freilich in diesem Augenblick haben die Buchen noch nicht den grünen Lenzeschmuck angethan; sie strecken die nackten Aeste gen Himmel und harren still und ruhig kommender Tage voll Sonnenschein — Es ist späte Abendzeit. Tiefes Dunkel umhüllt das kleine Fleckchen; nur die schwarzen Umrisse des alten Kirchthurmes zeichnen sich bestimmt am grauen Nachthimmel ab, und werfen bei dem Lichtschimmer aus einzelnen Fenstern, einen langen Schatten auf das unfern der Kirche liegende Häuschen, und in dieses Häuschen führe ich Euch, Ihr Lieben, in ein trauliches Wohnstübchen mit einfachen Gardinen von buntem Webstoff, mit altmodischen, aber äußerst sauber gehaltenen Mobilien, mit einem kleinen vierkantigen Spiegel, den ein Kranz von Immortellen und grünem Moos umgiebt, eben so wie die hier und da an der blauen Wand in schmalen goldenen Rahmen hängenden Gemälde, Ansichten von schönen Gegenden unseres herrlichen deutschen Vaterlandes. Diese kleinen Gemälde bil-



Fächerschirm. Fig. 4.



Fächerschirm. Fig. 5.

auf einer bunten Matte ein schwarzer, ziemlich ällicher Pudel aus und erhebt nur zuweilen seine klugen Augen eine Minute zu dem arbeitenden Kinde einpor, als will er fragen, warum Helene ihm denn heute keinen freundlichen Blick, kein Wörtchen, keine Liebkosung gönne. — Das junge Mädchen ist ämstig mit der Ausarbeitung einer Aufgabe zum Confirmationsunterrichte beschäftigt, obnein heute mehr denn je von Sorgen erfüllt, denn ihre geliebte Großmutter, das einzige Wesen auf der Welt, das ihr angehört, ist seit einiger Zeit sehr leidend und fränklich, deshalb wendet sie so oft den Kopf nach dem Nebenzimmer, dessen Thüre nur angelehnt, deswegens gebietet sie so oft dem treuen Hund durch eine strenge Miene, sich ruhig zu verhalten, und lauscht so ängstlich hinaus, ob der Sturm sich nicht bald legen will, der mit solcher Allgewalt durch die hohen Linden um das Haus herum saust, daß die kahlen Zweige knarrend an einander schlagen. Dann liest und schreibt sie ämstig weiter. — Die Großmutter scheint ziemlich ruhig zu schlafen. — Stunde um Stunde vergeht. Der Wächter hat schon in's Horn gestochen. Vom nahen Kirchthurme hallt langsam und zitternd durch den Sturm der zehnte Glockenschlag. — Wenn die Großmutter aufwacht, dann weiß Helene recht gut, würde die alte Frau darauf bestehen, daß ihre Enkelin sich zu Bette legen sollte. Jetzt nimmt sie die Zeit wahr und lernt ihre Lection zum nächsten Tage, damit sie dann recht viel bei der geliebten Kranken sein könne. — Da regt sich draußen vor der Hausthür etwas. Der treue Zampa fährt laut bellend in die Höhe. Helene springt entsetzt empor, schnell gefaßt drückt sie ihren den einen Kopf des knurrenden Thieres in die Matte nieder, daß er ver-



Fächerschirm. Fig. 3.

stummt, und eilt auf die Hausthür. — „Guten Abend, meine liebe Kleine,“ sagte eine freundliche Stimme, „erschrecken Sie nicht, ich bin der Doctor Werner, Sie erkennen mich wohl kaum in meinem ungeheuren Flausrock, he?“ „Bitte, sprechen Sie leise, lieber Herr Doctor,“ bat Helene, „meine Großmutter schläft so sanft, und da fürchte ich, könnten wir sie erwecken.“

Wollen Sie nicht in das Zimmer treten?“ „Danke, meine Kleine,“ entgegnete der Herr im Flausrock, „diesmal trieb mich die Sorge für mein Helendchen hierher, die gute Großmama ist jetzt wieder so ziemlich, aber Sie, meine Kleine, sind so bleich und sahen mir heute morgen so übermäßig aus, und noch so spät gewahre ich Licht im Vorübergehen, da will ich mich denn selbst überzeugen, ob Helene hübsch zur rechten Zeit zu Bette gehen wird. Wissen Sie, meine Frau hat es mir auf die Seele gebunden, und meine Marie läßt Sie bitten, bald einmal zu ihr zu kommen und mit ihr zu spielen, oder, was ihr noch lieber ist, ihr wieder ein so hübsches Märchen zum Besten zu geben, wie neulich.“ „Mein bester Herr Doctor,“ entgegnete Helene freundlich, erröthend über das Lob des alten Hausfreundes, „so lange meine gute Großmutter nicht außerhalb des Bettes sein kann, wissen Sie —“ „Ja, ja,“ unterbrach sie der Herr, „ich verstehe Sie, nur strengen Sie sich nicht zu sehr an, sonst ist das Ende vom Liede, daß Sie mir auch noch krank werden. Gewissenhaft zu sein, ist gut, ein herrliches Ding, das Gott und Menschen wohlgefällt; aber wenn es mit Aufopferung seiner eigenen Kräfte geschieht, dann — warum haben Sie denn auch darauf bestanden, daß die alte Frau, welche Ihre Großmutter früher zur Aufwärterin bei sich hatte, nur die wenigen Morgenstunden bei Ihnen arbeitet, und dann arbeiten Sie

allein?" „Guter Herr Doctor," unterbrach sie ihn lächelnd und nahm kindlich seine Hände zwischen ihre, „nur keine Vorwürfe! hat meine Großmutter doch so oft und so lange für mich gearbeitet und Nächte lang an meinem Bette gewacht, da ich ein kleines hilfloses Ding war; nun ich groß und kräftig bin — „Sie sind unverbesserlich, ich mache heute keine Proselyten," lachte der Hausfreund, „gute Nacht, mein Kind, morgen mit dem Frühhesten komme ich wieder zu Euch; grüße die liebe Kranke. Adieu!" Damit ging er fort. — Helene hielt die Glocke fest, daß sie nicht klingeln sollte, und eilte dann in's Schlafzimmer der Großmutter, die eben ihre Augen aufschlug und klar und groß Helene in's Antlitz schaute. — „Kommst Du, mein Kind?" sagte die Alte und streckte Helene die bleiche, abgemagerte Hand entgegen. Leise zog Helene die weißen Vorhänge des Bettes auseinander, hob den kleinen Schirm des Nachtlämpchens ein wenig in die Höhe und lächelte ihr Großmütterchen freundlich an. „Großmutter, hast Du geschlafen?" fragte sie, „und hat Dein Schlaf Dich erquickt? Du siehst eben so frisch und blühend aus?" „Nur bin ich so matt, mein Kind, so matt, daß ich nicht begreifen kann, wie es nur möglich ist, und geträumt habe ich, geträumt, wie seit Jahren nicht mehr." „Und was denn?" fragte Helene und setzte sich auf ein Tabouret zu Füßen des Bettes. — Die Lampe warf einen hellen Strahl auf das Gesicht der Alten, deren eingefallene Wangen eine hohe Rötze schmückte, in deren großen Augen ein jugendliches Feuer brannte, traurige Symptome einer Krankheit, welche so gern und am liebsten ihre Opfer in früher Jugend dahinrafft, aber auch im Alter erscheint, und dann selbst sein Opfer mit höherer Schönheit, mit lebhaftem Infatrat der Wangen und leuchtenderem Glanze der Augen bezeichnet. — „Warte es der alte erfahrene Hausarzt, ahnte die Großmutter dies? — Helene fiel es nicht im mindesten ein; mit dem glücklichen Sinn der Jugend hoffte sie auf baldige Genesung der geliebten Großmutter. — „Ja, ja," murmelte die Alte halb im Schlafe und dabei deutete sie auf zwei lebensgroße Bilder, die ihrem Bette gegenüber hingen, aus deren goldenen Rahmen von der durch Alter geschwärtzten Leinwand zwei jugendliche Gestalten herniederstauten: ein Mann in Generaluniform mit glänzenden Epauletten und Orden auf seiner Brust; eine Dame, lächelnd und schön, in der altmodischen Tracht des letzten Jahrhunderts, mit dem weißgeputzten Haar und einer dunkelrothen Nase darin, mit dem himmelblauen Reifrock-Kleid und dem koketten Federhütchen in der Hand. — „Ja, ja," wiederholte die Alte, „ich habe von meiner Gräfin geträumt, und so lebhaft, so lebhaft!" „Bitte, erzähle es mir," schmeichelte Helene, die recht gut wußte, wie so gern ihr Großmütterchen von den fernsten Tagen ihrer Jugend sprach, wo sie, eine elternlose Weise, so lange, lange Jahre in dem Hause der Gräfin B. als Gesellschafterin gelebt, und so glücklich, daß sie sich erst nach dem Tode ihrer Gebieterin entschließen konnte, einem seit Langem hochgeachteten und geliebten Manne die Hand für's Leben zu reichen; jetzt war dieser Freund vor 10 Jahren ihr entrissen, ihre einzige Tochter hatte einen Verwandten geheirathet, und Helene's Geburt kostete ihre Mutter das Leben. So blieb die kleine Enkelin bei der alternden Großmutter, das einzige Wesen in diesem Leben, das der Matrone mit kindlicher Liebe anhing. — Die Alte richtete sich in die Höhe und sagte: „Es kann noch nicht spät sein, denn ich bin noch so wach, so höre mich denn an; es ist eine kleine Episode aus meinem Leben, die ich fast vergessen hatte, bis sie mir eben jetzt gleich einem Traum vor die Seele trat: Der alte Herr Graf war schon lange todt, die beiden jungen Gräfinnen waren verheirathet, der Geburtstag der Mutter, der gerade mit dem Hochzeitstag der Gemietten zusammenfiel, sollte zum erstenmal seit langer Zeit durch einen glänzenden Ball gefeiert werden, zu dem sogar die jungen Prinzen unseres Herzogthumes, die unsern auf einem Gute in Garnison lagen, eingeladen waren. Die ganze Familie, obnehin zahlreich genug, sollte binnen Kurzem eintreffen. — Am Abend vor der Ankunft der Gäste herrschte denn ein lebhaftes Treiben in dem Schlosse. Alle Gemächer und Zimmer wurden gereinigt und ausgetäubt; die Räumlichkeiten wollten noch immer nicht ausreichen. Da bestimmte denn die Gräfin endlich nach langem Sträuben, daß die Zimmer ihres seligen Eheherrn, die seit seinem Tode nicht betreten worden waren, zur Aufnahme der Gäste hergestellert werden sollten. — Das gab ein böses Stück Arbeit für die Bedienten. Spät gegen Abend war es obnehin. Ich stand in dem Corridor vor einem großen Leinwandstrick und ordnete Gebede zu dem nächsten Tage. Da mochte der Bediente beim Reinmachen vielleicht unverseheus die Klingelschur im Zimmer des seligen Grafen berührt haben, ein heller Klang schallte durch die Räume, mit Blitzschnelle stürzten da die beiden riesigen Doggen des Seligen, Pluto und Cerberus, beide zwei wahre Höllethiere, in ihren jungen Jahren wenigstens, — jetzt hatten Alter und Gram sie gezähmt, — mit einem lauten Freudengeschrei an mir vorbei und eilten in's Zimmer des Grafen. Ich folgte ihnen, sie sprangen auf das Bett zu, streckten die ungeheuren Taten auf den Rand desselben, schnupperten lange herum und legten sich dann, leise winnend, auf dem Bärenpelz vor dem Bette nieder. Nun mußt Du wissen, Helene, was es eine Eigenthümlichkeit des Grafen, seine beiden wilden und doch so treuen Lieblinge allabendlich durch einen Klingelzug in sein Schlafzimmer zu rufen, und sie kannten den Ton der Klingel noch zu gut, daß sie nach so langen Jahren, wo zum erstenmal wieder der Ton zu ihnen drang, in die unteren Räume des Erdgeschosses, in denen sie jetzt hausten, wie auf ein verabredetes Zeichen die bekannte Stiege hinaufeilten, ihrem geliebten Herrn zu gehorchen. Ich stand einen Augenblick sprachlos, befaß dem Bedienten, den Hund den Willen zu lassen, und setzte mich dann nieder zu den Beiden, um bitterlich zu weinen, so hatte mich dieser wunderbare Instinct der Thiere ergriffen und gerührt, diese seltsame Anhänglichkeit sinnloser Geschöpfe an ihren ehemaligen Gebieter. — Meine Gräfin hat es durch mich nie erfahren, seit jenem Tage wurde sie aber lebend und weckte dem Grabe entgegen. — Nun, mein Kind, meine ich auch, da ich im Traume den unvergessenen Klang der Glocke gehört habe, das Freudengeschrei und dann das Winseln der klugen Hunde, nun denke ich mir, ruft mich meine Gräfin denn auch bald zu sich, oder vielmehr der liebe Gott thut es, daß ich dort meine Gräfin wiedersehen soll, an der mein Herz mit solcher Liebe gehangen hat." — Helene weinte still für sich. „Großmütterchen," sagte sie endlich, „wie Du nur so reden kannst! Eben, als Du noch schliefst, kam der Herr Doctor, die Glocke klingelte laut, der Zampa fuhr mit einem lauten Bellen in die Höhe, Du lagst vielleicht im Halbschlaf, und nun vereinigen sich die Bilder halbvergessener Erinnerung, und daher kam Dein Traum. Großmütterchen," rief sie, in krampfhaftes Wei-

nen ausbrechend, „nein, Du darfst nicht sterben, was sollte aus Deiner Helene werden, wenn Du mich nicht mitnehmen könntest zu meinem Vater und zu meiner Mutter!" „Sei ruhig, mein Kind," sagte die Alte sanft und legte leise ihre Hand auf Helene's Haupt, „damit bin ich ja noch immer bei Dir, und wenn mir der liebe Gott meinen letzten Erdenwunsch erfüllt, läßt er mich leben bis zu dem feierlichen Tage der Einsegnung meiner Helene, und ich kann ja auch noch Jahre leben; komm' näher her, mein Kind; siehe, meine Helene, ich habe gute und böse Tage erlebt, meine Wege waren oft nicht Gottes Wege, und seine Gedanken waren nicht meine, aber immer habe ich nachher die segnende Hand der Vorsehung erkannt, die die Fäden unseres Geschicks immer anders fügt, wie wir es mit heißem Ungestüm verlangen. Wenn ich dann einmal nicht mehr bin, (aber deswegen weine nicht so, ich kann noch Jahre lang bei Dir bleiben), so habe ich meinen letzten Willen dem alten guten Doctor an's Herz gelegt; Du sollst Dich in einer Erziehungsanstalt unseres Landes ausbilden, zum Heil und Segen Deiner Mitmenschen; Gott hat Dir herrliche Anlagen verliehen, die sollst Du nicht unter einen Scheffel stellen. Ich weiß nicht, ob ich mich richtig ausdrücke; es ist unsere Aufgabe, mit dem Pfund, das uns der Herr verliehen, zu wuchern; mir ist nur ein kleiner, enger Wirkungskreis im Hause meiner Gräfin verliehen gewesen, auch ich wandelte nicht immer dort auf Rosen, aber ich suchte treu meine Pflichten zu erfüllen, und im Gefühl treuer Erfüllung meiner Obliegenheiten fand ich Frieden und Freude, und endlich die volle Liebe meiner Gräfin. So Du, meine Helene. Dich hat der Ernst des Lebens früh gereift, weiche Deine Talente und Kräfte der Erziehung heranwachsender Jugend; dazu schenkt Du mir denn bestimmt. Du wirst Dir leicht die Liebe Deiner Zöglinge erwerben können, besitzt Du doch eine so schöne Gabe, kleinen und großen Kindern so liebliche Märchen und Geschichten zu erzählen, daß selbst Erwachsene freudig Deinen Erzählungen lauschen. Dein sanftes kindliches Gemüth wird leichter als Andere kleine Kränkungen hinhinnehmen können; dulden, schweigen und vergeffen; bin ich doch selbst oft wunderlich und mürrisch gegen Dich gewesen! aber habe Geduld, mein Engel!" — Helene war keines Wortes mächtig. Mit heißen Thränen umschlang sie die geliebte Großmutter. — „Nun habe ich noch eine Bitte an Dich, meine Helene," sagte die Alte, „ich bin so müde geworden und möchte so gern mit einem Choral, von Deiner Stimme gesungen, einschlafen. Welch einen Gesang hast Du heute auswendig gelernt?" „Befiehl Du Deine Wege," entgegnete Helene leise, „soll ich dies Lied singen?" „Thue es, mein Kind," bat die Matrone. — Helene eilte in's Wohnzimmer, öffnete das kleine Klavier und sang mit ihrer klaren Kinderstimme, die indessen heute weicher und gedämpfter klang, als gewöhnlich, daß es sich anhörte, als zitterte eine Träne in ihrer Stimme, das herrliche Lied des frommen Paul Gerhard, der ja selbst durch die Schule der Leiden gegangen, und den sein herrliches Gottvertrauen nicht zu Schanden werden ließ. — „Amen," sagte die Alte, als Helene geendigt hatte, „Amen!" — Helene beugte sich über die Großmutter, sie lächelte sanft, wie ein schlafendes Kind.

Zwei Jahre sind seit jenem Abend vergangen; wieder naht sich der Frühling, wir ahnen wenigstens seine Annäherung in dem laueren Hauch des Windes, wir fühlen sie in dem wärmeren Sonnenlicht; wir schauen sie freudig in dem grünligen Schimmer, der wie ein duftiger Schleier sich über Wiesen und niedere Gebüsche ausbreitet, hier und da schon ein demüthiges Weichen, ein niedliches, gelbes Ornithogalum oder eine jungfräulich weiße Anemone nemorosa hervorlockt. Auf dem Balkon des stattlichen Herrenhauses des Gutes D. sehen wir drei ältere Personen versammelt, die auf verschiedene Weise den milden Frühlingsabend gemessen. — Der Älteste Herr liest aufmerksam in dem in dortiger Gegend so beliebten Iphigor Wochenblatt, nachdem er mit den beiden Andern landwirtschaftliche Gegenstände und politische Neuigkeiten besprochen hat. — Die Dame lehnt sich sinnend in den Rehsstuhl zurück; der jüngere von ihnen schmaucht seine Pfeife ächten Virginia-Tabak und sieht, wie die mächtigen Ringe, die er durch Mund und Nase bläst, sich allmählig in der stillen Luft vertheilen und verschwinden. — Werfen wir einen Blick auf die Gestalten dieser drei und dann auf ihre Vergangenheit, da wir uns eine Weile mit ihnen beschäftigen werden. — Der Älteste, ein stattlicher, hübscher Mann mit einem wohlwollenden, heiteren Gesicht, einem schön erhaltenen, blonden Schnurrbart und einer tiefen Narbe auf seiner Stirn, ist der Freiherr Siegfried von Norden; die Dame neben ihm ist seine Gemahlin, eine bleiche, lebend aussehende Frau, deren Züge Spuren einstiger Schönheit tragen, mit großen, schwarzen Augen und dunklem Haar, dessen tiefes Schwarz sehr angenehm gegen das zarte weiße Gesicht und den rothen Sammet des Lehnstuhls absticht. — Der Dritte, der Bruder des Freiherrn, scheint, obwohl er bedeutend jünger, der an Jahren am meisten Vorrückte zu sein; er ist ein kleiner, gedrungener Mann mit stark ergrauten Haaren an den Schläfen, mit einem unruhigen, unsäthen Blick seiner dunklen Augen in dem gebräunten Gesicht. Ein mächtiger Krüppel steht neben seinem Armfessel; wir sehen genauer hin und erblicken in ihm eines jener bedauernswerthen Wesen, denen wir so oft gleichgültig das Epithet: „Krüppel" beilegen. Der Ärmste hat nur ein Bein. Daher vielleicht der menschenfeindliche Ausdruck in seinen Zügen, der finstere Blick seiner, von buschigen Brauen umgebenen Augen. — Jetzt, da die Vorstellung beendet ist, laßt uns einen Blick auf ihre Vergangenheit werfen.

Die Beiden, Siegfried und Curt, waren die einzigen Söhne des alten Freiherrn von Norden, der mit einer in den Zeiten seiner Jugend ungewöhnlichen Bildung alle Vorzüge des Herzens und Geistes vereinte. Mit innger Liebe und Sorgfalt leitete er die Erziehung seiner Söhne, deren Unterricht er theils selbst vorstand, theils einem kenntnißreichen, jungen Theologen anvertraut hatte. — Beide sollten die akademische Laufbahn durchmachen, obgleich dem Älteren, nach seinem Ableben, das schöne Gut, dem jüngeren Bruder hingegen ein glänzendes Jahrgeld zu fallen sollte. Mit Freude und Stolz sah der Vater denn beide Jünglinge, nachdem sie die Universtität zu Halle bezogen hatten, sich mehr und mehr entwickeln, wenn gleich das wilde, aufbraunende Temperament seines Jüngsten ihm oft mancherlei Besorgnisse erweckte; dafür stand ihm sein Bruder Siegfried wie ein schützender Genius zur Seite, immer bemüht, das aufbraunende Gemüth seines Bruders zu besänfti-

gen und, wenn ihm das nicht gelingen wollte, die bösen Folgen seiner Leidenschaftlichkeit möglichst gelinde und weniger unangenehm an ihm vorübergehen zu lassen. — Das war im ersten Decennium unseres Jahrhunderts. Ueber unser schönes, deutsches Vaterland war eine wahre Sturm- und Drangperiode hereingebrochen. Von Frankreich her hatte der Held von Corsica, dessen siegreiche Banner an den ewigen Pyramiden Egyptens und auf den Schlachtfeldern Marengo's wehte, hatte der Wurzelpator, nachdem er den rechtmäßigen Thron umgestürzt und sein stolzes Haupt mit der Kaiserkrone geschmückt, seine Schaaren mehr und mehr unser deutsches Vaterland überfluten lassen; da hielt es denn unsere, für Freiheit schwärmenden Jünglinge nicht länger in den Reihen der Musenböhrne; sie eilten zu den Waffen und sagten ihrer geliebten Mäusenstadt, mit den mehr und mehr verbotenen Sälen akademischer Wissenschaft, ein herzliches Lebewohl. — So traten sie zusammen in ein Regiment; ihr Wahlspruch war: für König und Vaterland! und Gott war mit ihnen, um der gerechten Sache den Sieg zu verleihen. — An den glühenden Söhnen Spaniens, mit ihrer heldenmüthigen Todesverachtung, scheiterte Napoleon's Eroberungslust, auf den Schneefeldern Rußlands brach sich die Macht des Feindes; in den Flammen des brennenden Moskau, in den Fluten der eisigen Beresina stand Napoleon's: „Bis hierher und nicht weiter!" geschrieben. Auf den Schlachtfeldern bei Leipzig und nachher bei Belle-Alliance ward der schönste Sieg deutscher Vaterlandsliebe und Einheit erkochten. — Dem Heben von Marengo und Austerlitz, dessen Riesengeist eine Welt zu enge gewesen, wurde ein trostloses Asyl auf dem einsamen Felsen des weltmeerumspülten Helena.

Unter den Siegern, die freudig der Heimath zueilten, besaßen sich Siegfried und Curt von Norden (obgleich den Ersteren eine ehrenvolle Narbe schmückte), die freudig in den Armen der Eltern der erlittenen Gefahren und Mühseligkeiten des Feldzuges vergaßen. Dann vertauschten sie Helm und Schwert wieder mit Bandekten und Cameral-Wissenschaften. Jahre vergingen. Indessen war der alte Freiherr gestorben. Siegfried übernahm seines Vaters blühendes Gut, um es in den Händen eines Administrators zu lassen, da ihm selbst das einsame Landleben nicht genügen konnte. Das bunte Treiben deutscher Residenzen hatte sein jugendliches Gemüth gefesselt, und Jahre vergingen. — Curt, nach glücklich beendeten juristischen Examen, machte, von seiner unsäthen Sinnesart getrieben, weite und langanhaltende Reisen durch Europa; er konnte sich nicht entschließen, sich um eine Anstellung zu bemühen, die ihm bei seinen Geistesgaben und seinen glänzenden Verhältnissen zu finden nicht schwer werden dürfte. Er durchkreuzte zu verschiedenen Malen Europa; wenn er den einen Sommer auf dem eisigen Island gewelkt und sich der kurzen Blüthenzeit gefreut oder der Mitternachtssonne Schwedens, so entzückte ihn das nächste Jahr die Herrlichkeit Italiens, mit seinem blauen Himmel und den goldenen Sternen, schwebte er in den Schönheiten des unvergleichlichen Neapel, in den Erinnerung einer riesigen Vergangenheit der Macht und des Glanzes Venedigs oder des ewigen Rom. Selbst der ferne Orient war seiner Wanderlust nicht unerschlossen geblieben; unter den Trümmern Palmyra's und Babylons hatte er getrauert und dennoch hatte seine unsäthen Reisehnsucht nirgends eine bleibende Stätte gefunden, eine Stätte, wo er sich hätte eine Heimath gründen mögen. — Siegfried war im Lauf der Zeiten aus einem gewandten Weltmann ein eifriger Landmann geworden, dem die Beaufsichtigung seiner weitläufigen Güter jetzt eben so viel Befriedigung und Vergnügen machte, als früher kaum das herz- und sinnlose Treiben vornehmer Assemblen. Vielleicht zwangen ihn Umstände, Zerrüttung seiner Finanzen oder körperliches Unwohlsein dazu; genug, er heirathete ein junges Mädchen seiner Bekanntschaft und lebte glücklich mit ihr auf seinem Gute. Ein liebliches Töchterlein, blond und weiß, wie wir uns die Freya Skandinaviens denken, erhobte Weider Glanz, bis ein mehr und mehr um sich greifendes Unwohlsein Emma's, der Baronin, ein weiterverzweigtes Nervenleiden, den Himmel ihrer Ehe trübte. Der Bruder Curt hatte auch einmal eine kurze Zeit bei den Geschwistern auf ihrem Gut gewohnt, um ihnen Lebewohl zu sagen, ehe er sein Heil in der neuen Welt suchte, ungeachtet aller Bitten des Barons und seiner Gemahlin, die den lieben Flüchling so gerne an die Heimath gefesselt hätten. Alles umsonst. Der Reiseflustige durchstriefte Nord- und Süd-Amerika nach allen Richtungen; seine Briefe, die er ihnen schrieb, sprachen Zufriedenheit und Bewunderung für einen Welttheil aus, dessen immenser Wachsthum ihn in Erstaunen setzte, dessen große Gegenwart ihm eine noch größere Zukunft verhieß, wogleich ihm die Vergangenheit im Vergleich mit der Europa's vollkommen gleichgültig ließ. Aber den Naturschönheiten Amerika's zollte er ein begeistertes Lob; er hatte am Niagara-Fall Nordamerika's gestanden und gegen dieses Weltwunder erschien ihm Alles, was er in Europa in der Art gesehen und angestaunt, von dem Hercules der Wilhelmshöhe und den Verfaller Wasserfällen bis zu den weltberühmten Cascaden Tern's in Italien unbedeutend und klein. Er hatte die einsamen Steppen der Prairien durchwandert, die mächtigsten, unerreichbar schönen und schauerlichen Urwälder hatten ihn umrauscht, über die gewaltigen Corbilleren, mit ihren zum Theil so wenig bekannten herrlichen Thälern, war er gezogen — und mehr als alle Thäler Europa's in ihrer wilden Pracht, hatte ihn das von Herrn v. Humboldt in seinen Reisen erwähnte Thal von Jeconoga mit seinen Felsenmassen und dem schäumenden Sturzbad in Bewunderung gesetzt. Endlich hatte er sich in einer südlischen Provinz ein Besitzthum erkauft und betrieb jetzt, ein moderner Cincinnatus, Agriculture, wobei er voller Menschenfreundlichkeit immer seiner arbeitenden Neger und Sklaven erwählte, denen er ein mildes, nachsichtiger „Massa" sei. Mit vieler Theilnahme gedachte er immer eines Eingeborenen, mit Namen Carral, der ihm eine seltene Treue erzeigte, und sich späterhin mit einem allerliebsten Kreolenmädchen verheirathet habe. Auch eines wilden, wunderniedlichen Kindes erwähnte er mitunter, das die Tochter eben dieses Carral's und Amajill's sei. Um so mehr erstaunte Emma und der Baron, als seine Briefe nach und nach seltener und immer seltener wurden, bis sie endlich ganz ausblieben. Unerwartet langte irrtümlich ein Schreiben Curt's in der Heimath an, in dem er den Beiden mit kurzen, aber herzlichen Worten mittheilte, daß er seines Lebens unter den Yankee's müde sei, seine Bestimmung verkauft habe und mit der nächsten Gelegenheit nach Europa zurückkehren werde, um den Sommer bei ihnen zubringen. „Ich muß noch um freundliche Aufnahme bei Euch vorprechen," so schrieb er ihnen unter Anderm, „für eine kleine Kreolin, bei der ich in Zukunft Vaterstelle vertreten werde und wobei ich auf Emma's weiches, lieb-

reiches Gemüth rechte. Nebenbei bemerkt, ist meine kleine Adop-tivtochter schön wie ein Engel, böshast wie ein Teufel — ver-geben Sie mir, meine liebe Emma, dieses unmaßthetische Wort — und dann, Ihr Lieben, staunet nicht, wenn Ihr mich wieder-kehrt: der schlafte, stotte Bruder und Schwager ist ein unglück-licher Krüppel geworden. Nur fragt mich nie auf welche Weise — und eben so nie wegen meiner Toni, — ich bitte Euch — Ihr würdet mir durch jede Frage mein Herz zerreißen!

Nach einem halben Jahre langte Curt dem auch wohlher-halten bei den Geschwisterherzen an, in der alten Heimath. Sein sonderbarer Tiefstimm konnte ihnen nicht entgehen, sein menschen-ferndes, heftiges Wesen, das sich so lebhaft in dem düstern Blick seiner, einst von Lebenslust strahlenden Augen ausdrückte. Aber daß er geistig und körperlich leidend sei, das fühlten Siegfried und Emma halb heraus, und wenn sie mitunter seine Blicke so ernst und trübe auf dem Antlitz der kleinen Kreolin hatten sahen, und ihn selbst als hilfbedürftigen Krüppel, ob-gleich seine äußeren Verhältnisse sonst eben nicht ungünstig wa-ren, dann boten Beide Alles auf, ihn zu erheitern und das fremde, braune Kind, das, wie er ihnen geschrieben, wirklich schön wie ein Engel, aber dabei unartig und böshast, wie selten ein Kind, mit Güte und Liebe zu regieren. Leider war der Ba-ron selbst jetzt mehr denn je auf seinem Gute beschäftigt, Emma war wieder sehr leidend und angegriffen und, wie es bei Ner-venleidenden oft der Fall, reizbarer und launhafter als sonst.

Nach dieser kleinen Abschweifung, Ihr Lieben, kehren wir zu jenem milden Abend auf dem Balkon zurück. Schnell öffnet sich eine hohe Glasthür, ein kleiner, blonder Kinder-kopf blickt hinein, und eine ängstliche Kinderstimme flüstert: „Um Himmelswillen, Papa und Mama, Toni ist wieder krank, kommt nur schnell herein!“ Rasch erhoben sich die Drei. Der Herr mit dem Krüchstock folgte ihnen langsamer in's Wohnzimmer. Welch ein Anblick bot sich ihnen, und leider nicht zum erstenmal, nur nicht in dem Umfange! Auf den seidenen Kissen des Sophas lag die kleine fünf- bis sechsjährige Toni, todtentbleich, regungslos hingestreckt, dann rollten die schwarzen Augen plötzlich in ihren weiten Kreisen, die bläulichen Lippen zuckten, die dunklen Locken hingen wirr um die nackten Schultern. Auf dem Fußstapfen lagen zerrißene Blätter von dunkelrothen Camellien zwischen dem grünen Blätterwerk eines anderen Topfgewächses — eine chinesische Blumenvase lag zer-brochen daneben. „Kinder, was ist hier denn vorgefallen?“ fragte der Baron, indessen Emma sich mit der bewußtlosen Toni beschäftigte. „Ach, Papa,“ sagte die kleine Lucie weinend, „während ich in meinem Bilderbuch lese, hat Toni schnell die schönen, großen Camellien abgepickt und in ihr Haar gesteckt; wie ich mich da umsehe und Toni aufmerksam machen will, daß Mama es uns verboten hat, wird sie so böse, fällt schreiend in die Kissen des Sophas — und — und ist sie nun nicht todt?“ „Nein,“ entgegnete ernst der Baron, und streichelte seines Kin-des blonden Kopf, „todt ist sie Gott sei Dank nicht; rufe schnell die Kammerfrau, daß sie zu Bett gebracht wird, und erwähne Du nie gegen Toni dieses Auftritts; das arme Kind ist so fränklisch und reizbar.“ Die Kleine eilte hinaus. „Um Got-teswillen,“ so polterte Curt jetzt, „was habe ich Euch mit dieser unnützen Kreatur für eine Mühe und Last aufgeladen. Sollte ich doch meinen, ich hätte Unglück genug erlebt, und da habe ich dies heillose Ding auf dem Hals! Aber es soll anders wer-den, ich verspreche es Euch, ich will Euch und mich von dieser Last befreien.“ Dabei bliken seine Augen und die Adern auf seiner Stirn schwellen, in schlecht verhaltenem Zorn, hoch auf. „Toni, Toni!“ schrie er laut und schüttelte das bleiche Kind. „Ich bitte Sie, Bruder, halten Sie ein,“ sagte Emma schnell, „lassen Sie doch so den Zorn nicht Herr Ihrer selbst werden. Wie können Sie dem Kinde die Schuld beimessen; so wenig ich es noch kenne, scheint mir, Sie haben die Kleine viel zu sehr verhätschelt und verzogen und wollen sie vielleicht ausschelten, während sie noch in Krämpfen liegt.“ „Nun denn,“ unterbrach sie Curt eifrig, „wenn ich die Schuld hatte an der verkehrten Erziehung, dann habe ich doch nur an dem Kinde wieder gut machen wollen, was ich den Eltern —“ er unterbrach sich — „soll ich denn ewig dafür büßen?“ seufzte er halb laut. — „Sie nur wieder ruhig, Curt,“ nahm der Baron freundlich das Wort. „Toni kommt wieder zu sich, Emma's Tropfen und Nieschälz-chen wieder ihre belebende Kraft auf das Kind. — Emma selbst liebt dergleichen Sachen nicht; heute Abend, wenn wir Alle wie-der beruhigt und die Kinder schlafen gegangen sind, dann spre-chen wir weiter darüber, so kann es nicht bleiben. Aber es giebt ein anderes Auskunftsmitel. Beide Kinder bedürfen einer Aufsicht, die Emma, selbst leidend, ihnen nicht bieten kann. Sie müssen von einem jungen Mädchen beaufsichtigt werden und bei Kleinen anfangen zu lernen. Dies Mädchen muß es verstehen, die Liebe der Kinder zu erwerben, die Kinder zu bilden, und was noch mehr, die Kinder zu erziehen. Heute Abend verab-reden wir das Nähere unter uns.“

Vierzehn Tage später bewegt sich langsam auf dem sau-igen Wege, das zum Gute D. führt, eine altmodische, mit einem freierlichen Wappen geschmückte Kalesche. Aus den offenen Fenstern des schwerfälligen Wagens leucht ein bleiches, junges Mädchen, in einem einfachen, aber zierlichen Reise-kleidchen — es ist Helene — wir erkennen sie auf den ersten Blick. Ihr Gesicht trägt noch immer dieselben angenehmen, kindlichen Züge. — Die Sonne ist im Untergehen. Helene blickt gespannt um sich. Sie naht sich dem Gut. Ein statt-liches Herrenhaus erscheint zwischen den hohen, uralten Kastan-ien, die sich schon mit einem hellen, frischen Grün schmücken. Wir errathen leicht, auf welche Weise Helene, die wir zuerst am Krankenbett der Großmutter gesehen, in diese, ihr ganz fremde Umgebung kommt. Sie ist die neu engagirte Gouvernante der beiden Kinder auf dem Gute des Freiherrn von Norden. — Nach dem Tode ihrer Großmutter, die indessen ihren letzten Erdenwunsch erfüllt sah, dem sie schmückte ihre Enkelin noch zu dem feierlichen Tage ihrer Confirmation, und von diesem Tage an nahte sich ihr langsam und leise ein friedlicher Tod, um das mütter und mütter glimmende Lebenslichtlein vollends auszulöschen; nach dem Tode ihrer Großmutter also, blieb Helene, wie es der Wunsch der Verstorbenen gewesen, noch eine Zeit lang bei dem alten, treuen Hausfreund, dem Doctor Werner, der sie dann selbst in die nächste Stadt begleitete, und sie in einem Erziehungs-Institut für junge Mädchen der Aufsicht der beiden Vorleserinnen, den Fräulein Lebrün, an-vertraute, um sich für ihren künftigen Beruf als Gouver-

nante auszubilden. Anfangs mußte es Helene wunderbar, oder unheimlich genug unter fremden Menschen, in diesem ihr gänzlich unbekanntem Leben und Treiben vorkommen, aber mit einem hellen Kopf begabt, schon mit bedeutenden Vorkennt-nissen bei einem sanften, angenehmen Temperament, wurde es ihr nicht schwer, ebensowohl viele Fortschritte in allen Wissen-schaften und weiblichen, feineren Handarbeiten, als in der Kunst und Liebe ihrer Lehrerinnen, sowie ihrer Mitschülerin-nen, zu machen. Oft freilich erfaßte eine namenlose Seh-nucht nach ihrer geliebten Großmutter, ein mächtiges Heimweh nach dem traulichen Heimathdörfchen Helenens Herz; aber schnell bezwang sie die aufsteigende Traurigkeit, die perlenden Thränen, und um sich selber aufzubetern, nahm sie dann bald das eine, bald das andere der kleinen Mädchen auf ihren Schooß, wie es die Großmutter so oft mit ihr gethan, und er-zählte dann den lachenden kleinen Episoden aus dem Gebiet der Weltgeschichte und der heiligen Schrift — oder Märchen, aus dem fabelhaften Reich der Sagenwelt.

Ein großes, unverhofftes Glück sollte ihr in dem ersten Sommer zu Theil werden, nämlich in Gesellschaft der Damen Lebrün und einiger Pensionärinnen eine Reise nach Berlin und Potsdam zu machen. Weiter kamen die Reisenden nicht, doch war es hinlänglich genug für Helenens zufriedenes Ge-müth, um den beiden verehrten Damen mit um so mehr Dank-barkeit anzuhängen, weit genug, um den engen Horizont ihrer Ideen und Gedanken zu erweitern und mit neuem Lebensmuth ihre gebeugte Seele zu erfüllen, dem kleinen Pflänzchen äh-nlich, das unter dem grauen Nebelhimmel sein farbloses Dasein fristet, bis der erste Sonnenstrahl neue Zweige und Knospen hervorlockt. Das Weitere können wir leicht errathen: der Baron wandte sich an die Damen Lebrün, in Hinsicht eines jungen Mädchens, das die Aufsicht der Kinder führen, sie ein wenig unterrichten und namentlich auf Toni's heftiges, oft böshaftes Gemüth vorthelhaft einwirken sollte. Keine unter allen ihren Gleivinnen schien den Damen denn geeigneter, als Helene, die mit ihrem milden, friedlichen Charakter eine un-erschöpfliche Ausdauer und Geduld vereinigte. Die Be-dingungen wurden schnell festgestellt. Mit herzlichem Dank, unter Umarmungen und Thränen nahm Helene Abschied von Allen, namentlich den Weiden. „Es ist kein leichtes Unter-nehmen, mein liebes Kind,“ sagte die freundliche Lehrerin ihr zum Abschied, „Gesellschafterin und Erzieherin zu sein, wie ich beinahe fürchte, ziemlich unbezogener Mädchen zu sein, und oft genug wirst Du die Bitterkeiten Deines neuen Berufes empfinden. Doch ich will Dir Deine Zukunft nicht so finster aus-malen, habe Du nur Muth, Ausdauer und Gottvertrauen, suche Du nur die Liebe Deiner Schölerinnen, das Zutrauen der Eltern zu erwerben. Beides kamst Du — ich habe es hier mit Freuden bemerkt — und nun, Gott segne Dich, mein Kind, und damit Lebwohl!“

In einem schwerfälligen Postwagen erreichte sie die näch-ten Stationen und besuchte im Vorüberfahren ihr liebes Hei-mathdörfchen. Ach, Alles war noch unverändert geblieben, wie früher! Alles erkannte sie wieder auf den ersten Blick! Da die altehrwürdige Kirche mit dem stillen Friedhof, auf dem sie ein grünes Grab aufsuchte, mit blauen Syringen, mit ro-then Rosen und dem Sinnbild christlichen Glaubens darauf, dem einsamen, schwarzen Kreuz; da war der kleine Teich unter hohen Erlen, auf dem die Enten so munter umgeschwammen und grünes Callitriche aufflammten; da die grünen Wie-sen mit den schönen bunten Blumen, und die hohen Weisbörn-hecken! Dort das weinlaubumrankte Haus des guten Doctors und das ihrer Großmutter, darin jetzt ein fleißiger Weber wohnte; da stand noch die mächtige Eiche mit der breiten Krone und zeichnete so hell die weiten Umrisse an dem purpur-gefärbten Abendhimmel ab. Die Schwalbe nur, die unter dem Dach des Hauses so friedlich genistete, war fortgestiegen; die Großmutter, mit dem schneeweißen Häubchen auf dem fast eben so weissen Haar, war todt. Die kleine Enkelin, die ebe-dem so munter im düstigen Grafe umhersprang und vierblät-terigen Klee suchte, war in der Fremde gewesen, kam auf ein Weilchen zurück, um von Neuem dem Ort ihrer Bestimmung entgegen zu gehen.

Auf halbem Wege erwartete sie der bequeme Wagen des Freiherrn. Jetzt fuhren sie rasselnd über eine lange Brücke. Helenens Herz schlug heftig. Sie faltete ihre Hände und be-tete leise für sich hin: Lieber Gott, jetzt sehe mir bei! und un-willkürlich fielen ihr die Anfangsworte des schönen Paul Ger-hard'schen Liedes aus ihrem alten holsteinischen Gesangbuch Nr. 671 ein: Befehl Du Deine Wege, u. s. w. Sie fühlte sich wunderbar gestärkt. — Der Wagen hielt an, ein Diener öff-nete den Schlag, sie eilte in's Haus. Ein älterer Herr mit einem Krüchstock humpelte ihr entgegen. Helene verneigte sich tief. „Gott grüße Sie, mein Kind,“ sagte er mit einem Anflug feltener Heiterkeit. „Bitte“, befahl er dem herantretenden Kam-mermädchen, „führen Sie das Fräulein in ihr Zimmer.“ Dann wandte er sich wieder an Helene: „Mein Bruder ist leider heute Abend abwesend, meine Schwägerin, wie häufig der Fall, unwohl und in ihrem Zimmer, deswegen werden Sie sich schon mit meiner Gesellschaft begnügen müssen. Wenn Sie nicht zu er-müdet sind, dann möchte ich Sie bitten, heute Abend mit mir und Ihren künftigen Schölerinnen Thee zu trinken.“

Helene eilte auf ihr niedliches Stübchen, in dem sie alle ihre Reiseeffekten vorfand, eben so wie die große hölzerne Kiste, in der die beiden lebensgroßen Bilder hierher geschafft wa-ren. Hatten sie doch früher immer dem Bette der Großmutter gegenüber gehangen, und als ein theures Vermächtniß hatte Helene sie mit in die Pensionsanstalt und so auch hierher ge-nommen, an schönen frischen Kränzen sollte es ihnen denn auch nicht fehlen, wie bisher. Am meisten gespannt war sie, die beiden Gleivinnen kennen zu lernen; um indessen dem Wunsch des alten Mannes, so nannte sie den Onkel Curt, wie er allent-halben hieß, zu genügen, ordnete sie schnell ihre Toilette, strich das glattgeschittelte Haar zurecht, nahm Handschuhe und Man-tille, deren sie, wie sie meinte, hier bedürfte, und klopfte beschei-den an die Thüre des Wohnzimmer's. Der Alte mit dem Krüch-stock öffnete. „Erlauben Sie“, begann Helene bescheiden. „Sien Sie nur nicht so ceremonieell“, unterbrach Curt sie lächelnd, „hier auf dem Lande ist dergleichen nicht nöthig. In den Residenzen vielleicht, nur hier nicht. Da, mein Kind, haben Sie Ihre künftigen Schölerinnen. Kommet her, Lucie und Toni!“ Mit ihrem lieblichen Lächeln trat Lucie ihr entgegen. Helene reichte ihr freundlich die Hand und sagte ihr einige Worte der Be-grüßung. Doch nur eine kleine Weile haften ihre Augen auf dem feinen Engelsantlitz, mit den blauen Augen und den

blonden Haaren, die in schweren Flechten auf ein Kleid von himmelblauem Merino herunterfielen. Unwiderstehlich wur-den ihre Blicke von dem andern Kinde angezogen, das sich schen hinter dem „Onkel“ versteckte und aus den blindevn schwarzen Augen einen langen Blick auf Helene warf. Einen reizenderen Kinderkopf meinte diese denn auch nie gesehen zu haben, wie die mattbraune Färbung der Haut bei dem feinen Profil und den langen nachdunkeln Locken, die auf ihr Kleidchen von weiß und grün geflicktem Cashemir rollten. Helene grüßte sie in herz-gewinnender Weise; Lucie hatte schon zutraulich ihre Hand ge-faßt, Toni hielt sie noch zurück und fragte nur leise, mit ihrer wohlklingenden Stimme, wenigleich mit fremdartigem Dialekt: „Wie heißt Du?“ „Helene,“ lautete die Antwort. „Helene,“ wiederholte Toni, „den Namen mag ich nicht leiden, Du mußt Ellen heißen; weißt Du, Papa, so hieß die schöne, große Dame mit dem weissen Kleid, die jenseits des Meeres immer mit mir spielte.“ „Schön“, entgegnete Helene lächelnd, „so nenne mich Ellen, wenn es Dir Freude macht.“ „Und wir wollen zusam-men spielen“, rief lebhaft die kleine Kreolin; „wenn wir unser Drei sind, dann geht es viel besser!“ „Wenn wir dann genug gespielt haben“, sagte Helene und zog die Kleine näher zu sich heran, „dann suchen wir uns ein schattiges Plätzchen im Garten und lesen zusammen in dem schönen Buch mit den vielen Bil-dern, das ich dort auf dem kleinen Tisch liegen sehe.“ Lucie sprang schnell und zeigte dann abwechselnd mit Toni der neuen Gouvernante alle Kupferstiche und erklärte ihr dieselben. Die Bekanntschaft war schnell gemacht, besaß Helene doch jene eigen-thümliche Freundlichkeit im Umgang, die ihr schnell die kleinen Herzen gewann.

Endlich war Helene auch der Baronin vorgestellt, die, wenn auch heute Abend wieder sehr leidend, daß sie in ihrem Bou-voir bleiben mußte, das ängstliche Mädchen freundlich empfing. Der Baron, der indessen heimgekehrt war, hatte Helenen eben-falls einige ermunternde Worte gesagt und ihr die Sorge für die beiden Kleinen an's Herz gelegt. Alles war besser gegangen, als sie hätte erwarten können. Dennoch freute Helene sich nicht wenig, als die Theehunde vorüber war, wo sie in Abwesenheit der Baronin die Honneurs machen mußte, das blüde junge Mädchen zwischen den beiden vornehmen Herren, und sich in ihr Zimmer zurückziehen konnte. Da stürmte Toni plötzlich zu ihr hinein und bat sie so schmeichelnd, noch ein Weilchen mit ihr und Lucien zu plaudern oder zu spielen, ehe sie schlafen gehen sollten, die alte Kammerfrau sei so mürrisch gegen sie. Helene mußte den Bitten der Schmeichlerin nachgeben und jetzt, da Toni ihren Willen erreicht hatte, plauderte und alberte sie unaufhörlich, daß die bescheidene Lucie nur selten hätte ein Wörtchen einreden können, wenn Helene sich nicht eben so viel an sie gewandt hätte; sie lachte, daß die kleinen blendendweißen Zähne alle 32 zum Vorschein kamen, kurz, sie entwickelte alle jene Liebenswürdigkeit, bei der Lebhaftigkeit des Geistes, wie sie den Kindern des Südens eigen zu sein pflegt, daß Helene sich einen Augenblick lang glücklich pries, mit einem so selbstam-reizenden Wesen zusammenleben zu sollen, bis ein kleines Inter-mezzo unerwartet ihre glückliche Stimmung trübte, sie einen tiefen Blick in Toni's Gemüth werfen ließ, und sie zu gleicher Zeit mit eben so viel Betrübnis und Mitleiden, als mit dem festen Entschluß und Willen erfüllte, Alles aufzubieten, um vorthelhaft auf ein so junges und doch schon nicht mehr unver-dorbenes Gemüth wie das des schönen Kindes einzuwirken. Von der Treppe her erklangen schwerfällige Schritte. Helene blickte auf. „Das ist Papa,“ lachte Toni, kletterte geschwind von ihrem Schooß herunter, „sieh, so macht er es mit seinem lahmen Bein und seinem Krüchstock,“ und dabei abmte sie treffend ge-nug den Gang des unglücklichen Mannes nach. Helene suchte. Bei einem so kindlichen Wesen ein so hoher Grad von heil-loser Schalksucht schien ihr zu viel. „Weißt Du, Ellen,“ fuhr die Kreolin fort, „mein Onkel Siegfried ist viel schöner, als mein Papa, der hat kein hölzernes Bein und einen so häßlichen fahlen Kopf, huh! das mag ich nicht leiden!“ und weiter fuhr sie eben so fort in ihren beißenden Bemerkungen. „Toni,“ unterbrach sie Helene mit Ernst, „ich bitte Dich, in meiner Gegen-wart ein für allemal dergleichen Reden zu unterlassen, und mir zu Liebe wirst Du nie wieder Dir dergleichen erlauben, nicht einmal von Deinen fremdesten Nebenmenschen, geschweige denn von Deinem Vater und Deinem Wohlthäter.“ „Ach, Ellen will nun schon die Gouvernante spielen,“ rief Toni gereizt, „das wollen wir sehen!“ „Kommt,“ sagte Helene ruhig und nahm das sich sträubende Kind auf ihren Schooß, „sage mir, was be-test Du des Abends und Morgens?“ „Das sage ich nicht,“ entgegnete fed die Kreolin. Toni bat Helene mit so sanftem Ton und Blick, daß sie, schnell entwarfnet mit gefalteten Hän-den und glühenden Wangen das einfache Kindergebet herjagte: Fürchte Gott, liebes Kind, Gott der Herr sieht und weiß alle Dinge! „Nun Toni, da denn der liebe Gott Alles sieht und weiß, wie kann er an Deinem Betragen Wohlgefallen finden, wenn Du seine Gebote und vor allen das vierte Gebot, — kennst Du das schon? — Toni nicht mit dem Kopfe — so wenig hältst, und, statt Deine Eltern zu lieben und zu ehren, über Deines Vaters Unglück spotten kannst? Ist denn Dein Papa nicht be-mitleidenswerth, da er nur ein gekundenes Bein hat, statt unserer zwei und mühsam weiter gehen muß, während wir schnell von dannen eilen können? „Aber das Gebot sagt von den Eltern,“ beharrte Toni eigensinnig, „und ich habe einen Papa nur und keine Mutter, denn die ist todt und es schwebt nur immer etwas dunkel vor, das mich quält, nur weiß ich nicht was.“ „Wenn Du denn auch keine Mutter mehr hast, um so mehr mußt Du Deinen Vater lieben, statt über sein Unglück und sein weisses, fahles Haupt zu lachen, vor dem andere artige Kinder sich vol-ler Ehrfurcht verneigen. Jetzt geht gleich in's Bett, Toni und Lucie, Ihr könntet Euch in den leichten Nachtkleidern erkälten. Dann will ich Euch ein kleines Geschichtchen erzählen, wie der liebe Gott einmal die bösen, spottfüchtigen Kinder bestraft hat und wie Er ein ander Mal die guten Kinder belohnt hat.“ Die Kinder sprangen schnell in die weichen Betten, und He-lene, sich an Toni wendend, begann also: „Weit, weit von hier, im Lande Canaan, lange vordem unser Heiland auf der Erde erschienen war und die kleinen Kinder zu sich rief, wie er noch jetzt jedes Jahr am heiligen Weihnachtsabend zu ihnen kommt, lebte da ein frommer Mann, mit Namen Eliza; der predigte dem Volke und lehrte sie Gottes Gebote. Das war denn freilich ein gar mühseliges Leben, so umher von Stadt zu Stadt zu wandern, und sein Haupt war früh kahl und weiß geworden.“



Sommer - Moden.

Confections, Racons und Stoffe der Moden aus dem Magazin von Theodor Morgenstern, Paris, Rue l'Échiquier 8; Berlin, Friedrichs- und Behrenstraßen-Gäß.

Figur 1. Robe von feincarrirtem Poul de soie mit einer Garnitur à bandes, welche in den Stoff gewebt ist. Mantille von schwarzem Kaschmir mit eingewirkter Sammetverzierung und Eichelhornte garnirt.

Figur 2. Robe von Poul de soie. Der Fond derselben ist jaspé, die abgesetzten Volants haben ein Ghimé-Motif. Mantel à la des. (Nr. 18 des Magar brachte den Schnitt desselben.)

Figur 3. Robe von feincarrirtem Poul de soie mit schottisch carrirtem Volants. Mantille à la pag. (Nr. 18 des Magar brachte bereits die Ansicht, Nr. 20 liefert den Schnitt dieser Mantille.)

Figur 4. Anzug eines Knaben.  
Figur 5. Anzug eines kleinen Mädchens.

So kam er eines Abends in die Stadt Bethel. Still und einsam pilgerte er seines Weges und sprach vielleicht in seinem Herzen zu Gott, seinem Herrn. Da kamen ihm einige Kinder aus der Stadt entgegen, die vielleicht ein wenig älter waren, als Ihr seid. Sie erstaunten, als sie den fremden Mann, in seiner wunderlichen Tracht, mit dem mächtigen Stock, dem weiten und dunklen Mantel und der Reisetasche daherziehen sahen, und dabei seine hohe Gestalt, sein faltiges Antlitz und sein kahles Haupt; aber anstatt, wie gute Kinder es gethan haben würden, ihn zu bedauern, ihm vielleicht seine Tasche abgenommen und ihm eine Herberge nachgewiesen zu haben, denn es war schon dunkel und der arme, alte Mann sah so müde und matt aus, statt dessen verlachten sie ihn und verhöhnten ihn, die unartigen Kinder, und schrien: Kahlkopf, komm' herauf! Eine ganze Weile beachtete der fromme Wanderer diesen Lärm nicht, bis er ärger und ärger wurde; da ward der Mann Gottes, der sonst immer so sanft und duldsam war, sehr zornig, er erhob seine Hand zum Himmel und rief: Wehe über Euch! und wie er also gesprochen hatte, ließ Gott aus dem nahen Walde zwei ungeheure Bären kommen, und sie schritten ruhig an dem sorglosen Propheten dahin, erfassten die Kinder und erwürgten eins nach dem andern. Das war die Strafe, daß sie den Mann Gottes verhöhnt hatten. Der aber ging ruhig seine Straße weiter. — Was meinst Du dazu, Toni? fragte Helene. „Erst erzähle uns die andere Geschichte!“ und Helene setzte sich neben Lucien, die mit ihren blauen Augen ihr freundlich entgegen schaute. „Auch recht weit von hier liegt ein schönes Stückchen von Gottes Erde, das schöne, reich geschmückte Griechenland; habt Ihr mir doch vorhin die hübschen Tempelüberreste in dem Hilderbuche gezeigt und die verschiedenen Namen genannt. — Zu einer Zeit, wo die Menschen noch in Unwissenheit und Aberglauben dahinglebten und, statt zu dem einen Gott zu beten, wie wir, vor Götzenbildern knieten und ihnen ihre Opfergaben darbrachten, war einst ein hoher Festtag ihrer obersten Göttin, die sie Here nannten, und ihre Oberpriesterin, die eine sehr betagte Frau war, wollte hinüberfahren nach dem Tempel der Göttin, um ihr Opfer zu verrichten. — Es war ein heißer Morgen, die Sonne brannte von dem tiefblauen Himmel nieder, denn in jenem schönen Lande ist der Himmel so blau, wie bei uns die Kornblumen in dem goldenen Mehrenfelde. — Aber die Pferde kamen noch immer nicht, um die Oberpriesterin nach dem Tempel zu fahren; es war die höchste Zeit, denn der Tempel lag eine geraume Strecke von dem Hause entfernt; eine Menge stand um dasselbe versammelt. Immer noch kamen die Pferde nicht. Die Oberpriesterin wurde ängstlich. Da traten aus der Menschenmenge plötzlich zwei hohe, schöne Jünglinge hervor und sprachen mit leiser Stimme untereinander: wir wollen unsere Mutter hin nach Argos fahren, so hieß die Stadt, wo der Tempel lag; denn unsere Mutter hat uns so oft auf ihren Armen getragen, als wir noch klein waren; und mit diesen Worten nahmen sie die alte Mutter auf ihren Arm, hoben sie in den Wagen, ungeachtet ihres Sträubens, spannten sich davor und zogen sie bei Staub und Sonnenhitze hin zum Tempel. Das Volk jubelte laut, als es die beiden herrlichen Griechen mit den langen, weißen Gewändern und den bunten Blumenkränzen in den webenden, dunklen Locken sah. Sie kamen zur rechten Zeit an. Das Opfer wurde gebracht, und das Fest gefeiert. Als Alles vorbei war, da ging die Oberpriesterin noch einmal in den Tempel zurück, und kniete an den Stufen des Altars nieder, — sie betete vor dem Bilde der Göttin, ihre Söhne für solche treue Kindesliebe in ihren Schutz zu nehmen und ihnen einen herrlichen Lohn dafür zu bereiten. Dann entfernte sie sich. Am nächsten Morgen wollte Alles wieder der Heimath zufliehen, nur die beiden Söhne fehlten noch. Die Oberpriesterin ging in den Tempel und siehe, da lagen ihre Söhne an den Stufen des Altars, Arm in Arm, und lächelnd, als wenn sie schliefen. Man wollte sie aufwecken, aber die erwarteten nicht mehr, sie waren beide todt. Die Göttin, oder vielmehr der liebe Gott, wenn sie ihn auch nicht kannten, hatte das himmlische Gebet der Mutter erhört und ihnen etwas Herrliches dafür zum Lohn gegeben. Nach einer edlen, frommen That schickte er ihnen einen so sanften Tod, und nahm sie zu sich in seinen Himmel hinauf, daß sie da oben ewig als Engel bei ihm leben sollten, in seinem Paradiese.“ „Und tragen sie denn da ein so langes, blaues und weißes Kleid,“ fragte Lucie, „und haben Haares, wie sie in unserer kleinen Kirche abgemalt sind? Dann möchte ich auch ein Engel sein!“ „Und brauchst nicht zu lernen und Dich von Miß Eilen ausschelten zu lassen, wenn Du einmal lustig wärest. Luciens Geschichte ist auch viel schöner als meine,“ sagte Toni. „Ich weiß auch, wie sie geheissen haben; meine wahre Ellen hat mir einmal davon erzählt. Sie heißen Kleobis und Biton.“ Mit diesen Worten warf sie das schwarze Lockenköpfchen in die schneeweißen Bettlaken und schmolte, bis sie eingeschlafen war. (Fortsetzung folgt.)

### Die Mode.

Wir sind bereits daran gewöhnt, die Mode der Jahreszeit stets voraussehen zu sehen; wenn die Schneeflocken noch in den rauhen Lüften ihr Spiel treiben, wenn kein Grashalm aus dem Schooß der Erde sich hervorwagt, herrscht in den Modemagazinen bereits der Frühling, oder vielmehr jene frohe Regsamkeit, welche den Zweck hat, die elegante Welt zum Empfang des allgeliebten Frühlings auszurüsten; und jetzt, wo wir noch unter dem freundlichen Scepter dieses mildesten Herrschers leben, wird in den Tempeln der Mode schon dem Sommer und dessen Geboten mit Eifer gehuldet. Mehrere der bedeutendsten Toilettenfragen der Jetztzeit haben wir bereits in früheren Nummern in besondern Berichten beantwortet — z. B. über Frühjahrs- und Sommermäntel, Hüte, Mantillen und Sonnenschirme, erläutert durch Abbildungen, Schnitt- und Stickerei-Muster, und doch ist der Stoff so reich, daß auch nach der gewöhnlichsten Erwähnung alles Wissenswerthen im Reich der Mode schon der morgende Tag uns bedauern läßt, hier eine ihrer präzisesten Capricen übersehen, dort einen ihrer barocken Einfälle als unwesentlich ignoriert zu haben. Lange jedoch kann ein solches Bedauern nicht währen, eine neue Erscheinung verdrängt die andere — doch nein — das zu behaupten wäre ungerecht — eine drängt sich neben die andere, und eben der Reichtum der Erscheinungen ist es, welcher die Unmöglichkeit, alle zu bemerken, herbeiführt. Das mag unsere Entschuldigung sein, wenn wir unter der

Fülle neuer, reizender Sommerstoffe, die vor uns liegen, um genannt und bemerkt zu werden, einen oder den andern übersehen oder aus Mangel an Raum unberücksichtigt lassen müßten. Sicher wird es unsern Leserinnen angenehm sein, zu erfahren, daß die Volants, trotz der großen Beliebtheit der Robes à bandes, an den neuen Sommerstoffen überwiegend vertreten sind und ohne Zweifel auch im künftigen Winter noch zu eleganter Toilette gehören werden. Die seidenen Volantkleider für den Sommer sind selbstverständlich in hellem Ton gehalten; der Grund klein carrirt, mit schmalen Querstreifen (travours), jaspé oder chiné, die Volants bald in Streifen, bald in carrirtem oder in Chiné-Muster. Obgleich man 2—5, ja noch mehr Volants trägt, so ist 3 doch die am meisten gebräuchliche Zahl und die den meisten Figuren vortheilhafteste. Die seidenen Robes à bandes (Kleider mit schürzenartigem Besatz) haben mit den Volantroben größtentheils die jetzt beliebtesten kleinen Muster gemein, welche zu der an beiden Seiten des Rockes in die Höhe gehenden Garnitur den geeigneten Hintergrund bilden. Wir haben dieser Roben schon mehrfach in unsern Berichten Erwähnung gethan, und dürfen als bekannt annehmen, daß diese Garnitur à bandes bei dem sehr hohen Preise solcher abgepaßten Kleider ganz leicht auf glattem Seiden- oder anderem Stoff durch Sammet- oder Posamentierbesatz hergestellt werden kann. Der Seide zunächst sind die bedruckten Mousselines de Chine zu erwähnen, welche in so schönen und reichen Mustern vorhanden sind, daß sie die Seide vollständig ersetzen. Man hat dieselben sowohl in abgepaßten Roben mit Volants als auch mit durchgehendem Muster feiner Travorsstreifen — nach der Elle zu kaufen. Diese Kleider gehören ihres reichen Seidengehalts wegen nicht zu den wohlfeilen, da sie im Preise von 10 bis zu 20 Thlr. variiren; hingegen giebt es auch Roben desselben Stoffes mit abgepaßten Volants, doch mit geringerem Seidengehalt, welche zum Preise von 4 bis zu 10 Thlr. zu haben sind. An diese soeben beschriebenen Stoffe reihen sich die Chaly-Roben, welche mit breiten oder schmalen Querstreifen, mit klein oder groß carrirten Mustern zu billigen Preisen zu haben sind (7—10 Sgr. die Elle). Etwas kostbarer, dafür aber eleganter sind die halbseidenen, in modernen Mustern gedruckten Chaly's (à Elle 14 bis 17 1/2 Sgr.), die besonders jungen Damen zu empfehlen sind. Zu leichten, lustigen Sommerkleidern wird der Barège jedoch stets allen andern Stoffen vorgezogen werden; er existirt, wie bekannt, eben so wohl ganz einfach und einfarbig, als auch mit in Seide broschirten oder bedruckten Volants in den verschiedensten Mustern, deren unerhöplicher Reichtum den schon lange beliebten Stoff stets wieder in die Reihe der Neuesten stellt. Ein neuerer, dem Barège verwandter Stoff, Barège du Nord oder Barège anglais, ganz in Wolle, doch klarer als der gewöhnliche Barège, hat den Vorzug, daß er länger die Steife bewahrt und nicht leicht knittert. Diesen Stoff, welcher zu Sommerkleidern vorzüglich geeignet, findet man in allen Farben, sowohl in abgepaßten Volantroben, als auch nach der Elle zu maßigen Preisen in großer Auswahl. Wir erinnern uns kaum, die wohlfeilen, waschbaren Sommerkleiderstoffe je in so reicher Auswahl gesehen zu haben, als in diesem Jahre, z. B. die Jacqués, Mousseline's, Organdi's u. s. w. Ganz dem soliden Geschmack dieser Saison entsprechend, sind die kleinen Muster in ihnen vorherrschend, doch entbehren sie dabei keineswegs des zeitgemäßen Schmuck abgepaßter Volants oder einer Garnitur à bandes. Zu den empfehlenswertheiten waschbaren Stoffen, sowohl für Kinder wie für Erwachsene, gehören die Brillantine's und die Niqué's, Zeuge mit klein broschirtem Grund, auf welchen die reizendsten Muster in bunten Farben gedruckt sind. Als die kostbarsten, aber auch elegantesten Sommerstoffe erwähnen wir die Seiden-Gazens, welche unter verschiedenen Namen und durch verschiedene Eigenschaften, doch stets zur feinsten Toilette passend, unsere Aufmerksamkeit erregen, bald als Barège soie, bald als Gaze soie, Grenadine, Gaze Chambery mit abgepaßten, entweder bedruckten oder broschirten Volants. Aus der Menge der uns vorliegenden modernen Stoffe, welche alle zu nehmen eine Unmöglichkeit wäre, heben wir noch den zu einfacher Gesellschafts- oder feiner Haus-toilette so beliebten Foulard hervor, welcher sowohl bunt bedruckt, als auch klein und groß carrirt oder mit Travorsstreifen in frischen, schönen Farben in verschiedener Güte zu haben ist. Wir dürfen unsern Leserinnen gegenüber kaum bemerken, daß alle hier genannten Stoffe in reichster Auswahl in den Magazinen von Theodor Morgenstern, Paris und Berlin — (Friedrichs- und Behrenstraßen-Ecke) zu haben sind. Unsere schon früher ausgesprochene Behauptung, daß Grün und Rosa die beliebtesten Farben sein und bleiben würden, bestätigt sich mehr und mehr. In den Roben sogar ist diese Vorliebe bemerkbar, und nur die graue Farbe dürfte hier jenen beiden den Rang streitig machen, welche dagegen an Hüten, Bändern und Blumen als die herrschenden sich geltend machen; z. B. an reizenden Hüten von weißem Tüll, welche in Puffen gezogen, mit Schrägstreifen von grünem oder lila Taffet garnirt sind. Diese Schrägstreifen in schattirender Farbenabstufung, durch Puffen von weißem Crepp getrennt, stimmen überein mit dem Blumenbouquet oder der Feder, sowie mit den Bändern, welche die Schattirung der Schrägstreifen wiederholen; auch müssen wir erwähnen, daß man viele Hüte von Taffet oder Crepp mit Sammetausputz trägt, ein Beweis, wie sehr der Sammet als Stoff für die Toilette in wärmerer Jahreszeit sich zu acclimatiren scheint. Schwarz und Grosseille (Johannisbeerfarben) sind vorherrschend, und werden besonders häufig mit Goldgelb und Weisgelb zusammengestellt, welche Farben gegenwärtig sehr modern sind. Schwarze, leichte Spitzen, ein kleiner Paradiesvogel mit schwarzem Körper und goldfarbener Schwanz, oder eine Aloe mit Sammetblättern bilden den Schmuck dieser Hüte, welche Blondinen wie Brünetten gleich gut stehen. Da eben von Hüten die Rede ist, darf eine präzisere Capote à la Ristori nicht unerwähnt bleiben, welche ihrer geschmackvollen Einfachheit wegen Beachtung und Nachahmung verbietet. Sie besteht aus drei Vorten von Reiszstroh, die durch Quirlanden wilder Margaretenblumen (Gänseblümchen) von einander getrennt sind. Die erste dieser Quirlanden umgiebt den Fond des Hutes und geht bis zum Bavolet hinab; eine breite, klare Blonde ist rings um die Capote gesetzt und fällt vorn über den

durchbrochenen Rand von Reiszstroh hinweg, nach außen auf den Schirm zurück. Im Innern desselben Quirlande von Margaretenblümchen in einer Garnitur von Blonde; unter dem an einer Seite aufgebogenen Bavolet ein Bouquet derselben Blumen; — weiße Schleife. Wie schön diese leichten Frühlingshüte auch sein mögen, wie kleidend ihre Form, wie phantastisch ihre Ausschmückung, so können Damen mittleren Alters doch nicht ohne Reiz die glückliche Jugend betrachten, der es vergönnt ist, Prophetenhüte zu tragen, dieses dankenswerthe Vermächtniß aus der Zeit des dreizehnten Ludwig, welches die Mode, die Truhe ihrer Schätze nach Jahrhunderten wieder umkehrend, glücklicherweise ergriffen und neu aufgestürzt hat. Diese Hüte, ebenso schülend als kleidend, erinnern mich an eine Neuheit, welcher Nützlichkeit und Eleganz ebenfalls zuerkannt werden muß — an die Fächer-schirme, denen wir in heutiger Nummer eine durch Abbildungen erläuterte Beschreibung widmen, wobei wir jedoch nicht unerwähnt lassen dürfen, daß die Zierlichkeit dieser reizenden Doppelgeschöpfe ihre Haltbarkeit jedenfalls überwiegt. Die Extreme berühren sich so häufig im Leben, daß ich nicht Anstand nehmen darf, aus der höchsten, lichtesten Toilettenregion in eine tiefere, dunklere überzugehen: zu den Unterröcken. Die Frage: „Werden die Steifröcke nicht bald verschwinden?“ tritt uns so häufig entgegen, daß wir bedauern, nicht die erwünschteste Antwort geben zu können. Es sind kaum zu einer Zeit so viel Fischbein-, Stahlfedern- und Luft-Röcke fabricirt worden, als eben jetzt; also ist wenig Aussicht zur Abschaffung einer Mode, welche, wie kürzlich ein Chemann bemerkte, „die schönere Hälfte der Menschheit verunstaltet, und die stärkere zur Verzweiflung bringt.“ [2317]

**Der Untergang der Erde.**

Wovon alle Welt spricht, wovon alle Zeitungen reden, davon dürfen wir nicht schweigen: von dem furchtbaren 13. Juni 1857, da der große Komet von 1556 wiedererkommen und unserer Mutter Erde sammt ihren verderbten Kindern den Untergang bringen soll. So behauptet wenigstens der Canonicus Mathieu Lähnberg in Lüttich, und die Erfahrung lehrt, daß seine Behauptung Glauben gefunden.

Es ist ein eigenthümlich tragi-komisches Schauspiel, die Wirkungen dieser Prophezeiung in verschiedenen Lebenskreisen zu beobachten. Hier unterläßt ein Landmann die Bebauung seines Feldes — das ist wahrhaft traurig; — dort bekehrt sich eine vergnügungslüchtige, leichtsinnige Frau, bereut und betet — das ist eben nicht zu beklagen; — hier sehen wir einen hartherzigen Eigehals, einen unerbittlichen Gläubiger mild und nachsichtig werden, er gönnt seinen armen Schuldnern Ruhe — (bis zum 13. Juni) und denkt sich gerade noch zu rechter Zeit einen Platz im Himmel zu kaufen — auch das ist in Bezug auf die armen Leute erfreulich; — dort sehen wir Amerikaner, welche hörten, daß der Komet auf seiner 300jährigen Rundreise die neue Welt berühren werde, eilig sich nach Europa einschiffen, während Europäer, welche aus eben so sticher Quelle erfahren, daß das Ungethüm Europa näher berühren werde, nichts Klügeres zu thun wissen, als mit Hab und Gut, mit Weib und Kind sich über das Meer nach Amerika zu retten; — dieses chassé croisé der Nationen über den Ocean ist sehr komisch, weil es im Grunde harmlos und sogar nützlich ist. Die Flüchtlinge von beiden Seiten lernen einen andern Theil der Welt kennen, finden in ihm vielleicht ein neues Glück, oder die Ueberzeugung, daß es nirgends schöner sei als im Vaterlande — und diese Ueberzeugung ist schon an und für sich ein großes Glück.

Jetzt haben wahrscheinlich schon Manche der Furchtsamen sich beruhigt gefunden durch den Ausspruch mehrerer Astronomen, daß der gegenwärtig sichtbare Komet nicht der gefürchtete Tourist von 1556 sei, dem man so unfreundliche Absichten auf unsere Erde zutraut, sondern ein anderer, dessen Harmlosigkeit sein bisheriges Verhalten bewiesen.

Es ist wunderbar, mit welcher Genauigkeit der Aberglaube den Tag bestimmte, an welchem Gott mit der feurigen Rute des Kometen die sündige Menschheit züchtigen werde. Die gelehrtesten Astronomen wissen das Jahr nicht anzugeben, wann der Komet von 1556 unsern Horizont erreicht, ja sie wissen überhaupt nicht mit Gewißheit, ob dieser Komet, dessen Erscheinen die Astrologen der damaligen Zeit mit traurigen Weltbegebenheiten in Zusammenhang brachten, ein periodischer sei; so viel aber wissen sie, daß ein Durchgehen der Erde durch den Schweif des Kometen, welches allerdings stattfinden könnte, für uns keine wahrnehmbaren Folgen haben, ja daß sogar eine Berührung der Erde mit dem Körper des Kometen selbst keine größere Zerstörung nach sich ziehen würde, als ein Gewitter oder ein heftiger Sturm.

Denn es ist erwiesen, daß die Kometen, diese Vagabunden des Himmels, wie die der Erde, aus sehr lockern Stoff geschaffen sind, welcher zwar zuweilen glänzt, aber aus Mangel an innerem Gehalt nicht schwer ins Gewicht fällt und (glücklicherweise für uns und unsere Erde) keinen Eindruck hinterläßt.

Unsere Erde ist eben jetzt so schön — und auch im Juni ist ihre Schönheit noch nicht verblüht, sie darf und kann noch auf Schonung Anspruch machen, und der weitgereiste Himmelswanderer wird sie ihr nicht versagen — doch — Scherz bei Seite — für das denkende Gemüth knüpfen sich ernste Betrachtungen an die Befürchtungen des Aberglaubens.

Untergang der Erde! Es ist eine seltsame, sinnentstellende Bezeichnung, die der übertriebene menschliche Stolz Naturereignissen geben, welche seine Hüte zerflößen, seine Pläne durchkreuzen und von der Oberfläche der Erde, aus ihrem Antlitz die Züge verwischen, die der Mensch ihm aufsprägt. Ein Erdbeben, welches Städte verschlingt, eine Ueberschwemmung, welche Häuser hinwegpült, Bäume entwurzelt, gilt denen, die darunter leiden, als Weltuntergang; der Mensch, nur eine Schamne weit vor sich selbst, nennt das Fledchen Erde, auf dem er wirkt und lebt, „die Welt“, und wenn dieses stehen bleibt, steht ihm die Erde fest, und viele sie ringsumher in Trümmer.

Untergang giebt es nur auf der Erde, die Erde selbst kann nicht untergehen; im Universum kann Nichts untergehen. Und wenn unser Planet, wie andere Planeten, zersplitterte, so

wäre er deshalb nicht untergegangen, die Erbsplitter würden als kleinere Welten im Universum schweben und als Sterne am Firmament glänzen. Die Natur kennt keinen dauernden Tod. — Pflanzen und Thiergeschlechter würden auf den Erdentrümmern leben, gedeihen und sterben, Menschengeschlechter leben, lieben, denken und vergehen, und wenn die Umgestaltung oder Zerspaltung unseres Gestirns Alles vernichtete, was menschlicher Fleiß und menschliche Kunst Großes und Herrliches geschaffen, so lange der göttliche Funke selbst, der Menschengeist, aus dem alles Große emporflammt, nicht erstickt ist, so lange ist „Zerflörung“ nur dem Winterfrost vergleichbar, der dem Frühling weichen muß; so lange der Menschengeist nicht untergeht, ist die Auferstehung des Schönen gewiß.

Die Möglichkeit einer Umgestaltung der Erde zu längeren, wäre eben so thöricht, als den Tag dieser Umgestaltung, des sogenannten Unterganges, bestimmen zu wollen; so klar auch bereits die Astronomie die goldene Schrift des Himmels zu lesen versteht — das wird stets außer menschlicher Berechnung bleiben. Oft schon haben wir den sogenannten „Weltuntergang“ glücklich überstanden, dürfen also hoffen, daß auch der 13. Juni 1857 nicht grausamer sei als seine Vorgänger, und noch ein Weilchen uns ungestört in dem lieben alten Erdenhause werde wohnen lassen, wo wir ja erst angefangen, uns recht wohlthun und bequem einzurichten.

Zuweilen ein Gebante an die Vergänglichkeit des Irdischen ist dem so leicht zur Ueberhebung geneigten Menschenherzen eher förderlich als nachtheilig — so mag denn der 13. Juni ein heilsames memento mori sein für Alle, die dessen bedürfen, aber um unseres eignen Besten willen keine Mahnung zur Trägheit. Wir wollen den Augenblick nützen, als hätten wir für eine Ewigkeit zu sorgen und uns heut Lebewohl sagen auf frühliches Wiedersehen am — 14. Juni.

[2312]

M. H.

## Skizzen aus Paris von Jekt und Einst.

### 1.

#### Der Advokat.

An einem kalten Novemberabend des Jahres 1825 klopfte ein Mann, fest in seinen weißen Mantel gehüllt, an die Thüre eines berühmten Pariser Advokaten. Er ward eingelassen und in das Bureau des gelehrten Juristen geführt.

„Mein Herr,“ sagte der Fremde, indem er ein großes Paket Alten auf den Tisch niederlegte; „ich bin reich — aber es ist ein Prozeß gegen mich anhängig gemacht worden, der, wenn ich ihn verliere, mich vollständig ruiniren würde. In meinem Alter erwirbt man kein neues Vermögen, also gäbe der Verlust des Prozeßes mich dem furchtbarsten Elend Preis. Ich erbitte mir Ihren Rath. Da sind die Akten; über die genaueren Verhältnisse will ich, wenn Sie wünschen, Ihnen gern Aufklärung geben.“

Der Advokat hörte aufmerksam die Worte des Unbekannten, und sagte dann das Paket Alten, prüfte sie mit geübtem Blick und fing:

„Mein Herr, die gegen Sie erhobene Klage ist nach Gerechtigkeit und Moral vollständig begründet. Unglücklicher Weise aber, trotz der bewundernswürdigen Vollkommenheit unserer Geschlechter, stimmt das weltliche Recht nicht immer überein mit moralischer Gerechtigkeit, und in diesem Fall ist das Recht auf Ihrer Seite. Wenn Sie sich darauf stützen, wenn Sie alle für Sie günstigen Rechtsgründe in Kraft setzen, und besonders wenn diese Gründe mit Klarheit und Deutlichkeit dargelegt werden, kann Niemand Ihnen ferner das Vermögen streitig machen, dessen Verlust Sie jetzt befürchten.“

„Niemand auf der Welt,“ antwortete der Fremde, „ist mehr geeignet, das was Sie sagen, ins Werk zu richten, als Sie selber. Eine von Ihnen in diesem Sinne geschriebene, von Ihnen unterzeichnete Consultation würde mich gegen jeden Angriff schützen; ich hoffe, Sie verweigern mir dieselbe nicht.“

Der Advokat sann eine Weile nach, nahm den Aktenstoh wieder vor, den er nach der ersten Untersuchung in seiner gewöhnlichen brüskten Weise zurückgestoßen, sagte, daß er die Consultation schreiben und sie morgen zu derselben Stunde bereit halten wolle.

Der Client stellte am nächsten Tage sich pünktlich ein; der Advokat, ohne die Höflichkeiten desselben im geringsten zu beachten, noch weniger sie zu erwidern, reichte ihm die Consultation hin mit den Worten:

„Da ist die Consultation. Es giebt keinen Richter, der, nachdem er das gelesen, Sie verurtheilen könnte. . . Geben Sie mir 3000 Fr. dafür.“

Der Fremde blieb einen Augenblick vor Erstaunen bewegungslos.

„Es steht Ihnen frei,“ begann der Advokat wieder, „Ihr Geld zu behalten, und mir, dieses Papier ins Feuer zu werfen.“

Er ging mit diesen Worten zum Kamin — der Client hielt ihn jedoch zurück und erklärte sich zur Zahlung der begehrten Summe bereit.

„Ich habe jetzt zwar nur die Hälfte bei mir.“ In der That nahm er aus seiner Brieftasche 1500 Francs in Bankbillets — der Rechtsgelehrte ergriff sie mit einer Hand und warf mit der andern die Consultation in einen Kasten.

„Wenn Sie erlauben,“ fuhr der Client fort, „gebe ich Ihnen für den Rest der Summe einen Wechsel.“

„Ich will Geld,“ war des Advokaten kurze Antwort.

„Wenn Sie mir nicht die noch fehlenden 1500 Francs bringen, erhalten Sie keine Zeile.“

Es half nichts, der Client mußte sich in die bittere Nothwendigkeit finden; er zahlte die Summe, machte sich aber zur Entschädigung das Vergnügen, dieses Erlebnis überall zu erzählen; die Journale ergriffen mit Eifer diese Anekdoten und in vierzehn Tagen gab es fast keine Zeitung in Paris mehr, welche „die Uneigennützigkeit der großen Advokaten“ nicht zur Zielweibe des Spottes gemacht hätte. Wer nicht darüber lachte, behaupte, daß ein Mann von so hohen Verdiensten von dem niedrigen Laster des Geizes befreit sei; seine Freunde tranken

sich darüber und machten ihm offene Vorwürfe. Er suchte, statt aller Antwort, die Achseln, und — wie in Paris Alles rasch vergessen wird, ward auch dieser Vorfall vergessen und Niemand sprach mehr davon.

Zehn Jahre waren seitdem vergangen. Die Mitglieder des Cassationshofes, in ihren rothen Gewändern, stiegen die Treppe des Justizpalastes hinab, um einer öffentlichen Ceremonie beizuwohnen. Da drängt eine Frau sich hervor, sinkt zu den Füßen des General-Procurators und küßt den Saum seines Kleides. Man glaubte, die Frau sei wahnsinnig, und wollte sie entfernen.

„Laßt mich, o laßt mich!“ rief sie — „ich kenne ihn, er ist's — er ist's, mein Retter! Durch seine Güte ward es mir möglich, meine Kinder zu erziehen, durch seine Güte ist mein Alter ein glückliches! — O — wenn Ihr nur wüßtet! — Einst — ich war damals sehr unglücklich — hatte man mir den Rath gegeben, einen Prozeß gegen einen entfernten Verwandten meines seligen Mannes anzufangen, der, so sagten die Leute, sich der Erbschaft bemächtigt, die meinen armen Kindern zufallen sollte. Ich hatte schon die Hälfte meiner Möbeln verkauft, um die Kosten zum Prozeß zu gewinnen, als eines Abends ein Herr zu mir kam. „Klagen Sie nicht,“ sagte er; „das moralische Recht ist auf Ihrer Seite, aber das weltliche Recht verurtheilt Sie. Behalten Sie das, was Sie haben, und nehmen Sie noch diese 3000 Francs hinzu, die Ihnen rechtmäßig gehören. Die Ueberraschung hatte mich stumm gemacht; doch als ich das Wort wiedergefunden und meinen Dank aussprechen wollte, war er verschwunden. — Der Beutel mit den 3000 Francs aber lag auf dem Tisch und das Bild des edeln Mannes hatte sich in mein Herz gegraben. Dieser Mann, der Retter meiner Familie — Er ist es! O laßt mich ihm danken vor Gott und Menschen.“

Die Mitglieder des Cassationshofes waren stehen geblieben, der General-Procurator schien tief gerührt, suchte jedoch seiner Würde Herr zu werden und sagte:

„Führt die arme Frau weg, und sorgt, daß ihr kein Unglück zustoßt. . . Ich glaube, sie ist nicht ganz bei Besinnung.“

Das war ein Irrthum. Die Frau war bei Besinnung. Doch sie hatte ein Gedächtniß für die edle Handlung des Hrn. D. . . . und dieser selbst hatte sie vergessen. Das war der Unterschied. [2307]

### 2.

#### Der Niederländer und seine Tochter.

Seit 5 oder 6 Monaten sahen die Bewohner des Boulevard des Italiens an sonnigen Tagen häufig einen Mann von ungefähr 70 Jahren mit einer jungen Dame von vielleicht 18 Jahren vorübergehen. Der alte Herr führte sorgfältig und langsam das junge Mädchen, deren bleiches Gesicht und hinfallige Gestalt einen Grad der Schwindsucht bezeichneten, welcher an einem so jugendlichen Wesen dem Auge und dem Herzen weh that. Der alte Herr war Mr. van H., ein Kaufmann aus Amsterdam, und die franke Dame seine einzige Tochter.

Mr. van H. hatte seine Gattin vor 12 Jahren verloren. Sie hatte ihn allein zurückgelassen mit dieser Tochter, deren schwache Gesundheit schon damals einen frühen Tod befürchten ließ. Die Aerzte sprachen die Hoffnung aus, die Jahre würden ihren Körper kräftigen, aber die Jahre vergingen, und das Kind, zur Jungfrau herangewachsen, schwand täglich mehr dahin. Aus Mangel an besserem Rath verordneten die Männer der Kunst eine Reise nach Italien, und der greise Vater mit seiner kranken Tochter begab sich sogleich auf den Weg.

Als die Reisenden in Paris angekommen, sprach die Kranke den Wunsch aus, dort einige Zeit zu verweilen; der Vater willigte natürlich ein, mietete eine möblirte Wohnung und richtete sich so bequem als möglich mit der geliebten Leidenenden ein.

Von da ab sah man täglich in den Mittagsstunden wenn die Sonne schien, Mr. van H. — mit seiner Tochter an der Ecke der Straße Taibout aus dem Wagen steigen, und Beide den Boulevard entlang gehen. Es lag im Wesen des Greises, wie er seine Tochter führte, eine ängstliche Sorgfalt, welche den Beobachter schmerzlich berührte, weil die Züge der Kranken an ihrem nahen Ende nicht zweifeln ließen.

Ursula (so hieß das junge Mädchen) fühlte wohl die Gefahr ihres Zustandes, bemühte sich aber, sorglos und unbefangen zu scheinen, um den Vater nicht zu betrüben, welcher sich noch mit der Hoffnung ihrer Rettung schmückte, und den Gedanken an eine Trennung nicht ertragen konnte.

Plötzlich kam das junge Mädchen auf den Gedanken, sich malen zu lassen, und der Vater, der sich die Erfüllung jeder Laune seines Kindes zur Pflicht machte, nahm Rücksprache mit einem Portraitmaler und bestimmte den nächsten Mittwoch zum Beginn des Werkes. Der Künstler stellte sich zur festgesetzten Zeit in der Wohnung des Holländers ein, ward der jungen Dame vorgestellt und die Sitzung begann augenblicklich. Als van H. zufällig sich einige Augenblicke entfernte, sagte Ursula zum Maler: „Beilen Sie sich, mein Herr, ich fühle, daß ich bald sterben werde!“ Und ohne den Worten der Hoffnung Gehör zu geben, welche der Künstler an sie verschwendete, lehnte sie sich in das Sophatissen zurück und der Maler fuhr fort in seiner Arbeit.

Als der Greis ins Zimmer trat, war seine erste Sorge das Befinden seiner Tochter. Als diese auf seine Frage nicht antwortete, glaubte er, sie schlafe, gab dem Künstler ein Zeichen, die Sitzung zu beenden und Beide entfernten sich geräuschlos.

Da der Maler am anderen Morgen wieder kam, sein Bild zu beenden, führte die Kammerfrau, deren verführte Miene ihm auffiel, ohne ein Wort zu sprechen ihn in das Zimmer ihrer jungen Herrin. Bestürzt blieb er an der Thür stehen: Ursula lag noch an derselben Stelle, als am Abend zuvor, der Vater, vor ihr auf den Knien liegend, verberg das Gesicht in beide Hände, und stieß ein herzzerreißendes Schluchzen aus, unterbrochen von noch herzzerreißenderm Gelächter: — die Kranke war seit dem Abend nicht erwacht, sie war entschlummert für ewig — der Greis, die furchtbare Wahrheit entdeckend, war in Wahnsinn verfallen.

Armes Kind! Arme früh verwelkte Blume! und doch nicht so beklagenswerth als es scheint. Du kanntest nur den Morgen und welktest im Frühling des Lebens; ärmer ist dein Vater, ihm blieb der Winter der Einsamkeit und die Nacht des Irthums. [2308]

### 3.

#### Die persische Gesandtschaft.

Seit Monaten spricht man in Paris von nichts Anderem, als von den Persern.

„Von welchen Persern?“

Nun, von der Gesandtschaft des Schah's von Persien. Ich sehe Sie lächeln und wette, Sie denken dabei an den berühmten persischen Gesandten, dessen Besuch in Paris dem Präsidenten Montesquieu die Idee zu seinen „persischen Briefen“ eingegeben.

Dieser sogenannte persische Gesandte, welcher angeblich kam, den König von Frankreich im Namen seines Souverains zu begrüßen, landete in Marseille um das Jahr der Gnade 1715.

Ludwig XIV., gedrückt von Jahren und Langeweile, bedurfte eben sehr der Zerstreuung von den Sorgen und Widerwärtigkeiten, welche sein Alter beunruhigten. So nahm er denn mit wahrhafter Freude die Nachricht von diesem an sich einzigen Ereigniß auf, welches überdies seinem Stolge schmeichelte. Der Gesandte ward mit großen Ehrenbezeugungen durch den Baron Breteuil und den Marschall Matignon empfangen, welche der König ihm entgegen schickte.

Am 21. Januar hielt er seinen Einzug in der Hauptstadt beim Klang der Trompeten und Zimbeln mit dem Glanz und Pomp, der seiner Rolle gebührte. Er war zu Pferde und begleitet von zahlreicher Dienerschaft; ihm voran ward das persische Banner getragen.

Der vornehme Perser ward dem König vorgestellt und übergab ihm einen Brief seines Schah's nebst einzelnen Geschenken von mittelmäßigem Werthe, welche ihm hundertfach wiedererstattet wurden. Die Herren des Hofes, vornehme Beamte, die reichsten Finanziers jener Zeit stritten sich um die Ehre „Seiner Hohheit“ vorgestellt zu werden und überhäufeten ihn mit Geschenken, welche er mit orientalischer Ruhe hinnahm.

Eines schönen Morgens war der erhabene Perser verschwunden. Diesmal ohne Trompeten und Zimbeln und der Hof merkte nach einiger Zeit, daß er sich von einem Abenteuerer habe täuschen lassen.

Der persische Gesandte war ein Portugiese, Namens Rezabecq, welcher Persien nur auf der Landkarte, und den Fürsten, den er repräsentirte, keineswegs von Angesicht kannte. Nur der König blieb in Unwissenheit über diesen Betrug, und starb in der Ueberzeugung, den Bevollmächtigten des Schah's von Persien empfangen zu haben. Der Glaube macht selig.

Feruk Khan, der gegenwärtige persische Gesandte in Paris, scheint seinem Vorgänger von 1715 an Reellität jedenfalls überlegen zu sein. Zuerst ließ er vier Pferde, türkischer Race, vorführen, die der Schah von Persien dem Kaiser der Franzosen als Geschenk sandte, und außerdem übergab er das Portrait seines Souverains, ein reiches Perlenhalsband, einen mit Edelsteinen besetzten Katagan und eine Menge kostbarer Kleinigkeiten, Armbänder, Ohrgehänge, Ringe, Amulets u. s. w., welche auf 5—6 Millionen geschätzt werden. Das waren die kleinen freundschaftlichen Angebinde des orientalischen Kaisers, welche er durch seinen Gesandten dem abendländischen Monarchen übergab.

Die Attache's der persischen Gesandtschaft geniren sich nicht im geringsten, französisch zu sprechen, ein deutlicher Beweis, daß sie nicht nöthig haben, persisch zu sprechen, um für Perser zu gelten.

Der Gesandte und seine Secretaire wurden mit Auszeichnung auf den Tuilerienballen empfangen, wo sie in ihrer Landestracht erschienen. Ihre Sprache, wie schon gesagt, verrieth nicht die Fremdlinge. Ihr Benehmen war das gebildeter Männer von Welt, und wären sie nicht so gleichgültig gegen Polka, Walzer und Lancier-Quadrille, so könnte man sie für maskirte Gentlemen halten. [2309]

## Aus meinem Tagebuche.

An den Leichensteinen des Glüdes sprossen die Keime der Hoffnung empor. Der Mensch begiebt sie mit seinen Thränen, und wenn sie groß gezogen sind und über den Gräften der Vergänglichkeit einem freundlichen Sonnenstrahl ihr duftendes Blumenherz öffnen, — da weht der Sturm darüber hin und beugt sie zerknirschend zu Boden.

Der Mensch sammelt dann die holden Blumenleichen, drückt einen letzten Kuß auf die verblichenen Lieblinge seines Herzens, und wenn er ihnen das stille Grab bereitet, fügt er zu den alten Leichensteinen einen neuen hinzu.

So erblühen immer neue Knospen, — und immer neue Stürme toben! Die Zeit fliehet in rauschenden Wellen an den Tritten des Menschen vorüber und es kommt eine Stunde, wo die Wogen über ihn dahin brausen und seine irdische Hülle hinab spülen in die Tiefen der Vergessenheit.

Wer zählt dann noch die holden Blüten seiner Hoffnungen, die ihm die rauhen Stürme seines Lebens zerpflückten, ehe ihre ersehnte Frucht ihn labte? —

Der Mensch ist dahin! Und was er gelitten, — alle Thränen, die er geweint, alle Seufzer, die er ausgestoßen, — sie werden mit ihm vergessen! —

Die Engel Gottes aber haben sie gezählt; und wenn sein unsterblicher Geist den Gesilden der Seligen naht, tragen sie ihm die ewigen Blüten des Himmels entgegen.

Heilige Schrift! so nennen sie die Bibel und sagen: es giebt nur eine heilige Schrift.

Wenn sie dastehen, die bunten Blumen, auf grünender Wiese; wenn sie ihre Blüten immer weiter und weiter entfalten unter dem Kusse glühender Sonnenstrahlen und grüßend in duftendem Farbenschein sich vor unsern Augen ausbreiten, — das ist eine liebliche heilige Schrift in dem großen Buche der Natur!

Das Wort der Liebe, aus dem Herzen quellend, wenn es uns in schwarzen Zügen entgegentritt, rein und keusch wie die weißen Blätter, die es tragen; wenn es uns hinaufzieht in die Aetherbläue eines menschlichschönen Daseins, sich eingräbt in die Tiefe unserer Seele, während der Geist, der es geschrieben,

die Schwärze des Todes durchbrochen, — ist das nicht eine theure, heilige Schrift?

Die schönste aber im weiten Kreise des Weltalls, das sind die goldenen Lettern, die aufgezeichnet sind in der Höhe des Himmels.

Die Blumenschrift mit ihrem süßen Farbensmelz verwelket; die Chiffren der Liebe verbleichen, je größer der Raum wird, der von dem Ginst das Zeit trennt. Jene strahlenden Schriftzüge aber, die dort oben geschrieben stehen, sind ewig dieselben. Kein Windstoß kann sie auseinander rücken, kein Zeitelauf sie verlöschen lassen. Sie sind die leuchtenden Zeichen der Gottheit und geben der ganzen Menschheit eine heilige Schrift zu lesen.

[2304]

Anna von Bequignolles.

### Garten-Arbeiten.

#### Mai.

Im Mai beginnt der Garten für empfangene Pflege sich dankbar zu erweisen und bietet einen reizenden Aufenthalt; der Duft der Hyacinthen schwebt noch in den Lüften, während die Kriecherblüthe ihre zahllosen Kelche öffnet, denen der berauschendste Athem des Frühlings entströmt. Im Mai ist der Garten freilich schön, auch ohne unsere Arbeit, aber er würde es nicht bleiben, wenn wir die Hände in den Schooß legten und die Natur allein walten ließen. Das Unkraut würde unsere Blumen, unsere Gartenfrüchte überwuchern. — Der Mai erspart uns die Arbeit nicht, aber er macht sie zu einer Freude, weil im sichtbaren Wachsen und Gedeihen der Pflanzen und Früchte der Lohn unserer Mühe sogleich uns augenscheinlich entgegentritt. Jetzt gilt es auch, soll der Garten in späterer Zeit uns erfreuen, ein wachsames Auge zu haben auf die Feinde der Blumen, die Raupen und Blattläuse, und sie zu zerstören, ehe sie das Wachstum und die Schönheit der Blüten vernichten. Vorzüglich sind die Rosen solchen Verfolgungen ausgesetzt, und müssen ihre jungen Triebe daher vorzugsweise genau untersucht und behutsam von den schädlichen Insekten befreit werden.

Das Verpflanzen der Levkoien, der Nelken und Astern nimmt unsere Thätigkeit in Anspruch, Calceolarien und Pelargonien werden den Töpfen entnommen und auf den Beeten gruppiert, die Drangerien zu Ende des Monats in's Freie gebracht und geschmackvoll aufgestellt, wo möglich so, daß ihnen Morgen- und Mittagsonne zu Theil wird.

Im Obstgarten werden die oculirten Stämme untersucht, gelöst und wieder mit Bast umwickelt, die Raupen auf den Blumen sorgfältig vertilgt. Im Gemüsegarten kann man Gurken und Bohnen legen, Rettige säen, Radieschen zum Samen tragen auspflanzen, Melonen in's Freie pflanzen (natürlich wählt man dazu nur solche Sorten, welche im Freien zur Reife kommen) und alle Arten von Ablegern machen. Die Gurkenbeete werden mit Salat bepflanzt, die Meerrettigbeete erneuert, die rankenden Bohnen mit Stangen versehen.

Die Pflanzen regelmäßig des Abends zu begießen, darf man nicht wagen, der oft sehr kalten Nächte wegen, welche den spät begehenden verderblich werden können. Ist trocknes Wetter, so thut man wohl, die Pflanzen des Morgens zu begießen, ein Geschäft, das nicht verjäumt werden darf, wenn der Himmel durch Regen es nicht überflüssig macht.

Zur Schönheit des Gartens ist es nothwendig, die Wege sorgfältig zu reinigen und das hervorstechende Gras daraus zu entfernen.

Auf den Beeten blühen die prachtvollen Päonien und bilden einen köstlichen Contrast mit den Schneebällen, deren schwere weiße Blüten sich vom Strauch zur Erde niederbeugen.

Das reizende Blau der Nemophilen scheint die Farbe des Himmels widerzuspiegeln auf dem grünen Rasenteppich, welcher in voller sammetner Pracht des Frühlings ausgebreitet daliegt.

Die Azaleen und Rhododendren haben ihre prächtigen Kelche geöffnet, und das Stiefmütterchen, das unermüdlige, schlägt in den letzten Maitagen zuerst die Augen auf, um von da ab den ganzen Sommer hindurch mit seinem bald bärtigen, bald glatten Gesicht die übrigen Kinder Florens an sich vorüberziehen, blühen und welken zu sehen, bis eine rauhe Novembernacht auch seinem still genügsamen Leben ein Ziel setzt. [2301]

### Olla potrida.

Man pflegt vom Hörensagen frischweg die sogenannte Olla potrida als ein ausschließliches Nationalgericht der Spanier anzuführen und ein verworrenes Gemengel ehbarer Dinge darunter zu verstehen. Hierbei sind indeß mehrere Mißverständnisse aufzuklären. Zunächst kommt im Lande selbst das Gericht nur unter der einfachen Bezeichnung Olla vor, und das Beiwort scheint aus einer früheren Zeit in Reisebeschreibungen übergegangen, im Lande selbst aber verschollen zu sein. Sozwar ist es nöthig, den Begriff der Olla als eines höchst zusammengesetzten und offenbar allmählig entstandenen Gerichts auf seinen Ursprung und seine einfachere Form zurückzuführen.

Diese bildet der Buchero, der zwar selbst eine Mannigfaltigkeit, doch zugleich eine in sich geschlossene Einheit der zu einem nahrhaften und schmackhaften Mahle erforderlichen Stoffe darstellt. Animalisches und Vegetabilisches bis zur völligen Durchdringung der Säfte, nicht der Stoffe selbst, gekocht, bilden den Buchero.

Meist wird Hammelfleisch als das häufigere und seiner Beschaffenheit nach vorzüglichere Schlachtfleisch dazu genommen, nicht selten jedoch auch Rindfleisch. Das Gemüse, welches sodann hinzugefügt wird, besteht abwechselnd aus weichem Kohl, Kohlrabi, Broccoli, Mören, vorzüglich darf aber der Garbanzo, die große Kichererbsen, der Spanier Lieblingsgemüse, nicht fehlen; eine Zuthat von mehreren dieser Gemüse macht den Buchero reicher, doch wird schon aus einem Fleisch und einem Gemüse, die in einem möglichst engen Gefäß, und ohne auf den Gewinn der Suppe die erste Rücksicht zu nehmen, zusammengekocht wer-

den, der Buchero vollständig erzielt. Einige Würze pflegt der Aemere durch Tomaten (Liesesäpfel), Lauch oder Zwiebeln, der Wohlhabendere durch eine Zuthat jener pikanten Sauciszen zu geben, die der Spanier Chorizo nennt, und die in Estremadura von unübertrefflicher Feinheit verfertigt und durch ganz Spanien versandt werden. Gewöhnlich wird das Ganze durch ein hinzugethanes Stück Speck oder Schinken, bei den Aemeren oft das Surrogat des Fleisches selbst, geschmeibigt ganz Spanien versandt werden. Suppe, Fleisch und Gemüse wird sodann aus einem Topfe in einer Schlüssel aufgetragen und giebt, reinlich bereitet, mit feinem Weizenbrote des Landes, das in die Brühe gebrockt wird, eine eben so gesunde als schmackhafte Mahlzeit.

Werden nun die Grundsätze des Buchero in weiterer Ausdehnung auf eine Zusammensetzung aller Arten Fleisch und Gemüse, deren man habhaft werden kann, Geflügel, selbst das wilde nicht ausgeschlossen, angewendet, so entsteht die Olla, die auf dem Tische wie ein aus mächtigen Felsen, Geschieben und Klüften bestehendes Gebirge erscheint, in dessen Zusammensetzung das riesenhafte Sterkstück die runde Kuppe des Urgebirges darstellt, an das sich abgedacht die schwächeren Bildungen lehnen, bis die Gruppen der möglichst gesondert zu haltenden Gemüse den letzten Abhang mit einer Reihe dufsender Chorizos verbinden, die den Fuß des Berges bekränzen.

Da die Olla große Zurüstungen und nicht geringe Geschicklichkeit des Kochenden erfordert, um jeden Bestandtheil im Punkte der rechten Zeitigung auf die Tafel zu liefern, auch zahlreiche Mitheser voraussetzt, die der Spanier selten zu versammeln pflegt, so kann man sie auch kein häufiges, noch weniger ein eigentliches Volksgericht nennen, während der trauliche Buchero, der sich von aller Ostentation fern hält, überall anzutreffen und in hundertlei Formen und Abfärbungen erscheint, da er keine Zuthat verschmäht, und wie er jeden glücklichen Zufall, jedes Ueberbleibsel des Marktes benützt, so auch jedem Vermögen, jeder Zunge zusagt. [2305]



### Ehegesetze in Amerika.

Ein New-Yorker Blatt (die „Neue Zeit“) sagt darüber: „In keinem Lande der christlichen Welt, selbst in Frankreich und England nicht, sind die gesetzlichen Förmlichkeiten bei einer Verheirathung einfacher, als hier in New-York. Es kommt gar nicht darauf an, wer sich verheirathet, wie man sich verheirathet, wann man sich verheirathet und vor wem man sich verheirathet. Bürgermeister, Alderman, Richter, Notar oder simpler Bürger — Alles gleichgültig; nur das Einschreiben in die Register des City-Inspectors ist bei 50 Doll. Strafe geboten. Massenhafte Verhöre, in jüngster Zeit vorzüglich die der Geistlichen Marvine und Hatfield, haben sogar zu Tage gefördert, daß man sich falsche Namen beilegen darf, daß man nicht einmal gefragt wird, wer man ist und ob man nicht schon mit einem halben Dutzend Frauen verheirathet? Um Ghemann zu werden — seufzt ein New-Yorker conservatives Blatt — braucht man sich nur mit einer Banknote zu versehen und den ersten besten Bürger in der Straße zu fragen, ob er ihn nicht trauen wolle? Erklärt er sich bereit, so nimmt er das Paar in irgend ein Zimmer und fragt: Anna Maria, willst du den Johann heirathen? Ja. Und du, Johann, willst du die Anna Maria heirathen? Ja. Nun, so erkläre ich hiermit, den bestehenden Gesetzen gemäß, das Band der Ehe zwischen Anna Maria und Johann geknüpft. Amen. Ist Hans reich, so zahlt er 10 Doll., ist er nur wohlhabend, 5 Doll., und ist er ein armer Schlucker, so genügt ein Dollar. Die Vergangenheit der Brautleute kümmert den Trauenden nicht. Kommt es zu irgend einem Proceß, so antwortet der Verklagte, gleich dem Reverend Mr. Marvine, mit feder Stirn vor dem Surrogatshof: Ich kann mir keine Armee von 70,000 Geheim-Agenten halten, um die Antecedenzen aller meiner Brautpaare zu erforschen und zu ermitteln, ob sie auch heirathsfähig. In ähnlicher Weise benahm sich Pfarrer Hatfield; die Tochter eines deutschen Kaufmanns verliebt sich in ihren Kutscher, verkleidet sich als eine Kindsmagd und läßt sich mit dem Stallknecht trauen. Hatfield schöpft Verdacht und entdeckt die Maskerade, begnügt sich jedoch, später zur Rechenschaft gezogen, mit der Erklärung: „Die Magdstoilette kleidete das kaum siebenzehnjährige Fräulein ganz vortreflich.“ Und mit dieser Naivität ist Alles vorüber.“ [2323]

### Einfaches Barometer.

In ein gläsernes Gefäß von ungefähr 8 Linien Weite und 10 Zoll Länge, z. B. eine Eau de Cologne-Flasche, bringe man eine Mischung von 2 Drachmen reinem Salpeter, 1/2 Drachme Salmiak, beides gepulvert, und 2 Unzen reinem Weingeist und schließe sodann die obere Oeffnung mit einer dünnen, fein durchlöcherichten Blase. Wenn das Wetter schön wird, so sitzen die festen Theile zu Boden und der Weingeist ist durchsichtig; kommt bald Regen, so steigen und fallen einige der festen Theile und die Flüssigkeit trübt sich ein wenig; steht Gewitter, Sturm oder ein Windstoß bevor, so kommen alle festen Theile auf die Oberfläche, bilden eine Kruste und der Weingeist kommt in den Zustand der Gährung.

Die Erscheinungen zeigen sich immer mehr als 24 Stunden voraus an und selbst die Richtung eines Sturmes, denn die festen Theile häufen sich auf der entgegengesetzten Seite.

### Welke Blumen wieder zu beleben.

Man setzt die Blume in siedend heißes Wasser so weit hinein, daß etwa der dritte Theil des Stengels im Wasser steht. Die Blume wird, während das Wasser, worin sie steht, erkaltet, sich emporrichten und ihr ehemaliges lebhaftes Aussehen wieder erhalten. Nachdem so der Stengel abgebrühet ist, schneidet man den Theil desselben, welcher abgebrühet worden war, ab, und setzt die Blume in frisches, kaltes Wasser.

Auf diese Art sind Blumen, welche bereits abgeschnitten einen Tag lagen, aber noch nicht ganz dürr waren, wieder verjüngt worden. [2322]



### Bouillon aus Knochen.

1) Bereitung derselben in kleinen Haushaltungen. Man zerstampft zuerst die Knochen mittelst eines Stampfers oder Hammers in Stücke von 3—4 Zoll Länge oder in noch kleinere. Zum Kochen gebraucht man einen gewöhnlichen, gut verzimten Kupferkessel, mit einem gut schließenden Deckel, der durch ein Loch den Dünsten Abzug gestattet. In diesem setzt man die Knochen mit dem sechsfachen Gewicht Wasser zu und kocht sie, am besten über einem starken Kohlenfeuer, weil zu große Hitze eine nachtheilige Veränderung der Gallerte zur Folge haben würde. Von Zeit zu Zeit hebt man den Deckel ab, rührt die Knochen etwas um und sieht nach, ob sich Fett auf der Oberfläche zeigt, welches abgeschöpft und entweder zu anderem Gebrauche verwendet oder später wieder der Bouillon zugesetzt wird. Nach 3stündigem Kochen endlich werden die Knochen aus dem Kessel herausgenommen und in einen Korb gebracht, in welchem man sie vollends ablaufen läßt. Die so gewonnene Flüssigkeit wird mit der in dem Kessel zurückgebliebenen nun vollends so weit eingekocht, daß sie nach dem Erkalten ein Gelee bildet, welches nun zu Bereitung von Suppen oder als Zuthat zu Brühen verwendet wird. Diese Knochengallerte kann, wie sich von selbst versteht, durch Zusatz von verschiedenen Gewürzen, oder indem man Wurzelwerk u. dergl. damit kochen läßt, nach Belieben schmackhafter gemacht werden. Die einmal gebrauchten Knochen wirft man nicht weg, sondern behandelt sie noch einigemal auf dieselbe Weise, wodurch man leicht dieselbe Gallerte erhalten kann.

2) Die frischen Knochen werden in zolllange Stücke geklopft und in einen irdenen Topf gethan und dieser mit Wasser so weit gefüllt, daß es über den Knochen steht. Hierauf wird der Topf mit einer irdenen Stürze bedeckt, gut verklebt und in den Backofen gestellt, wenn die Probe herausgenommen worden sind. Nach 4 Stunden wird die fettige Masse abgeseigt, die Knochen wieder mit Wasser übergossen, und nach 6 Stunden in den Ofen gestellt. Hierauf kann man dies zum dritten Mal nach 8 Stunden wiederholen, und man erhält dann von 3 Pfd. rohen Knochen 40 Pfd. nahrhafte Bouillon.

### Zubereitung der Erbsen.

Es ist bekannt, daß gelbe Erbsen unter den Nahrungsmitteln, welche die meisten Nährstoffe enthalten, einen sehr hohen Rang einnehmen; ihre Analyse zeigt, daß sie bedeutend mehr Nährstoff besitzen, als selbst Getreide. Aber ihr nicht allgemein beliebter Geschmack macht, daß sie als Nahrungsmittel nicht so sehr verbreitet sind, als ihre sonstigen Eigenschaften es verdienen. Sämereien, die stark mehlig sind, verwandeln bekanntlich im Augenblick des Reimens ihren Mehlgelbalt zum großen Theil in Zuckerstoff, weshalb man das Getreide zur Bereitung von Bier und Branntwein dieser Operation (dem sogenannten Malzen) unterwirft. Legt man nun die zum Kochen bestimmten Erbsen 12 bis 18 Stunden in lauwarmes Wasser, schüttet das Wasser dann ab und läßt sie auf einem Haufen 24 Stunden liegen, so wird man das Hervorkommen der Keime bemerken; in diesem Augenblick hat die Bildung des Zuckerstoffes seine größte Entwicklung erreicht. Werden die Erbsen nun gekocht, so haben sie einen Geschmack den grünen Erbsen ähnlich und bilden eine sehr angenehme Speise.

### Aal-Pastetchen.

Man schneidet den Aal in Stücke, theilt diese und bereitet aus der Hälfte des Fleisches eine Farce; mit diesem werden die übrigen Stücke des Fisches belegt, zusammengerollt und fest zusammengebunden; dann läßt man sie kochen mit Weißwein und Gewürz. Nachdem sie herausgenommen und gut abgelaufen, nimmt man, wenn sie erkaltet, den Faden ab, taucht die Stücke in geschlagenes Eiweiß, wälzt sie darauf in fein geriebenem Brot, läßt sie braten und richtet sie auf einer flachen Schüssel mit einer Ausschmückung von Petersilie an. [2218]

### Blutflecken aus Fußböden zu bringen.

Das beste Mittel ist Abreiben oder Scheuern derselben mit 4 Theilen Wasser und 1 Theil Schwefelsäure. Ist der Flecken zerföhrt, so scheuert man mit reinem Wasser, auf keinen Fall aber mit Seife, da sonst ein Fettflecken entsteht. Sollte noch Säure im Holze sein, so kann diese durch etwas Lauge oder Asche unschädlich gemacht werden. [2321]



**Federn von allen Farben, besonders Hutfedern zu waschen und wieder aufzukraufen.**

Man kocht in 3 Maas Regenwasser etwa 4 bis 5 Loth klein geschabte reine weiße oder venetianische Seife, bis dieselbe aufgelöst ist und mit dem Wasser schäumt, und läßt es wieder durch Abkühlen lauwarm werden. Hierauf legt man die Federn in frisches Wasser, breitet sie so durchnäßt auf einem reinen Tische oder Brette aus, und wäscht mittelst in obiger Seife eingetauchter harter Leinwand, oder mit den Fingern, den Schmutz behutsam davon ab, alsdann werden sie mit reinem lauen Wasser ausgespült, um alle Seife wieder daraus zu entfernen, mit der Hand wohl ausgedrückt, zwischen reine leinene Tücher geschlagen, und nachdem man sie so durch Schlagen mit der flachen Hand möglichst ausgetrocknet, behutsam aneinander gezupft. Nun werden zum Staffiren glühende Kohlen auf einem Herd ausgebreitet, die Federn an beiden Theilen etwas hoch über diese gehalten, und zwar so lange darüber herumgedreht, bis sie trocken und schön kraus geworden sind. Hat man aber weiße Hutfedern zu trocknen, so streut man ein wenig Schwefelblüthe auf die Kohlen, und läßt sie von dem Dampf derselben bestreichen, wodurch sie vollkommen weiß, und hierauf an einem lustig warmen Orte zur Vertreibung des Geruchs aufgehoben werden.

**Blumen-Parfüm.**

Je nach dem Parfüm, welchen man zu erlangen wünscht, nehme man Rosen, Nelken, Jasmin oder Veilchen und lege die Blumenblätter schichtweise, durch Lagen feinen gestoßenen Zuckers getrennt, in einen Pokal. Ist dieser gefüllt, so wird er luftdicht verschlossen und 8 Tage lang in die Sonne oder in einen Trockenofen gestellt. Nach Ablauf dieser Zeit nimmt man ihn heraus, preßt den Saft der darin enthaltenen Masse aus, drückt ihn durch feinen Wollenstoff, füllt ihn in Flacons und verschließt dieselben luftdicht bis zum Gebrauch. [2220]



Die vollkommene Schönheit darf nicht bloß eine äußerliche, sondern muß auch eine innerliche sein. Wahrhaft schön sind nur diejenigen Formen, welche einer schönen Seele zur Hülle dienen.

Man kann eine sehr hübsche Frau sein, ohne die geringste Schönheit zu besitzen.

Es gibt unzweifelhafte, aber unerträgliche Schönheiten, welche weit entfernt eine Anziehungskraft auszuüben, vielmehr nur abstoßend wirken. Es sind diejenigen, die weder Geist, noch Gefühl, noch Leidenschaft haben oder je haben werden. Man findet fast in jeder größeren Gesellschaft eine oder zwei dieser Schönheiten. Sie bewegen sich mit einer so monotonen, regelmäßigen Grazie, daß sie zuletzt nervenaufregend wirken. Man möchte sie für Porzellanfiguren halten; nach solchen wäre zu viel gesagt, da diese in der Hitze schmelzen können. Man wird ihres Anblicks überdrüssig, wie man müde wird dem Schwimmen eines Schwans längere Zeit zuzuschauen.

Es ist leichter über Frauen im Allgemeinen, als über diese oder jene Frau zu sprechen. Die einfachste Frau ist mannigfaltiger und zusammengesetzter, als die zusammengesetzteste Maschine, und die Straßburger Uhr, dieses wunderbare Spielwerk, hat weniger Näder und Verzahnungen, als das Herz eines jungen Mädchens. Die Chinesen fabriciren eisenerne Kugeln von mäßigem Umfange, in welchen eine Menge anderer kleinerer enthalten sind; in der letzten, kaum noch wahrnehmbaren, findet man die Eisenstatuette eines jungen Mädchens, das, wenn man es durch die Lupe betrachtet, vollkommen ausgearbeitet erscheint. Eben so wie in solcher scheinbar einen Schachtel zwanzig andere Schachteln verborgen sein können, so sind auch in einer Frau zwanzig Frauen verborgen.

Der schönste und sicherste Ausdruck der Dankbarkeit im Menschen ist jedenfalls die Freude. Gefühllosigkeit ist undankbar.

Die Gedanken, welche uns vorzüglich beschäftigen, die Gefühle, denen wir uns vorzugsweise hingeben, drücken ihren Stempel den Gesichtszügen auf. Also möchten wir allen Frauen den Rath geben: Seid glücklich, so werdet Ihr schön sein!

Es sind die Eigenschaften, welche in der Welt als Fehler erscheinen, im Innern des Herzens Tugenden.

Die Leidenschaften des Wissens und der Liebe gleichen sich in sofern, als fast jeder Mensch gleiches Bedürfnis fühlt nach Liebe und nach Erkenntnis. Wissenschaft ist die Liebe des Geistes, und Liebe die Wissenschaft des Herzens.

Man sagt mißbräuchlich: Die Erfahrung des Weisen. Erfahrung ist nichts als das traurige Gefühl unserer vergangenen Thorheiten, während die Weisheit doch in der Voraussicht und Vermeidung der Thorheiten überhaupt bestehen sollte. Der wahre Weise ist wie der wahre Reiche; wer bloße Erfahrung hat, ist nur ein Emporkömmling.

Es giebt keine gefährlicheren Menschen und keine, die schwieriger zu behandeln wären, als die, deren Fähigkeiten mit ihren Ansprüchen nicht auf gleicher Höhe stehen.

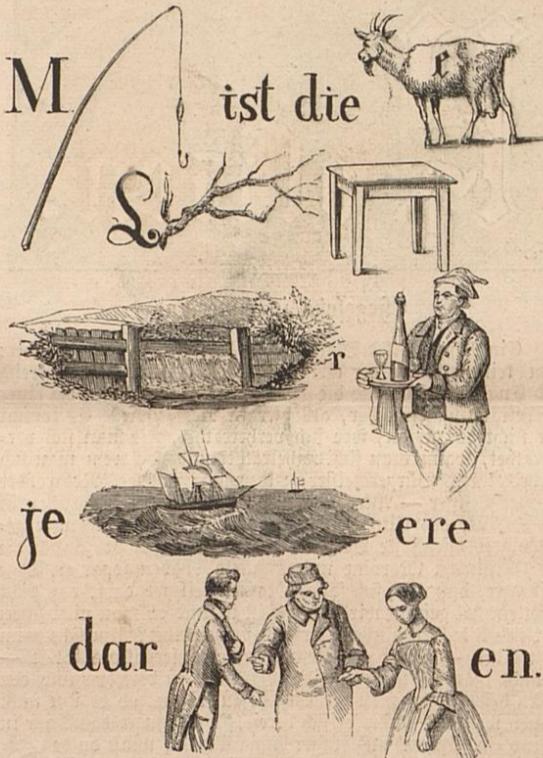
Die Welt hat sogar für den Ausdruck der Wahrheit eine besondere Sprache, welche erst gekannt und studirt sein will.

Wenn der Mensch, indem er die Schwelle des Lebens betritt, alle Schmerzen und Leiden, welche später ihm vereinzelt begegnen, in Masse vor sich sehen sollte, würde er wahrscheinlich die Pforte des Daseins eilig wieder schließen und gern auf das Leben verzichten.

Stilles Dulden verschafft uns in den Augen eines im Grunde guten Menschen, der nur aus Verblendung uns Unrecht thut, gewiß mit der Zeit Gerechtigkeit und Anerkennung — den wirklich Schlechten hingegen macht es noch ungerechter und dreister gegen uns — ihm können wir nur kalte Verachtung entgegen setzen.

Wenn jeder Mensch den festen Vorsatz faßte und ausführte: auch nur einem Wesen sich recht nützlich zu machen und die Dornen seines Pfades mit Blumen zu überstreuen (wenn es selbst nur bescheidene Wiesenslämchen wären) — so hätte die Erde bald — wenn auch nicht alles glückliche — doch zu friedene Menschen, zufrieden in dem Bewußtsein, an dem großen Werke der Erlösung von den Uebelthätigen mitzuwirken. [2300]

**Erste Rebus-Aufgabe.**



**Zweite Rebus-Aufgabe.**



**Auflösung der Rebus-Aufgabe in Nr. 17.**

In der Eifersucht liegt mehr Eigenliebe als Liebe.

**Rösselsprung-Aufgabe.**

me	und	Tren-	Blind-	Be-	finden	von	des
nen	heit.	der	sich	nung	dunkle	kann-	lieb-
Herz	Blu-	tren-	und	meer,	ge-	To-	auf
Für	sich	Dir.	ist	schen.	dem	ten	schaft
te	in's	Men-	Welt-	Ach!	den	mend	des
die	die	nung	Jede	uns,	es	Planzet	Freun-
Dorn	jar-	heit	zwei	Arzt	der	wie	schwin-
Krank-	Wie	mehr.	Tren-	giebt	Bretter,	keinen	schon

[2311]

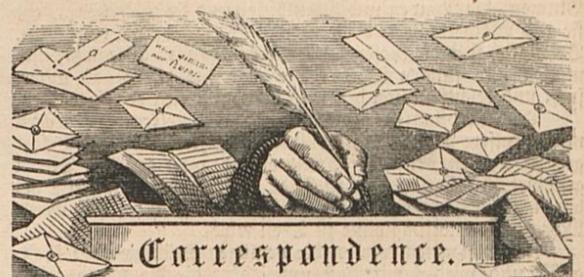
**Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe in Nr. 17.**

**Der Mai.**

**D** Sonnenglanz  
**I**m Himmelsblau,  
**D** Farbensplanz  
**I**m Morgenhauch!  
**D** Frühlingsluft  
**I**n jedem Raum,  
**D** Lüftenduft  
**I**n Busch und Baum!  
**D**er Vögel Sang  
**D**urchbebt das Herz,  
**S**old holdem Klang  
**W**eicht jeder Schmerz.  
**V**on Thal und Höh'n  
**L**audzt's laut und weit:  
**W**ie ist so schön  
**D**ie Frühlingszeit.

[2259]

G. Neumann.



Ein Hr. v. Sch. in C. Die von Ihnen angeregte Idee in Betreff eines Schleiers ist allerdings recht hübsch, doch nicht eben neu. Wir würden Ihnen rathen, die von uns bereits öfter erwähnte reizende Mode, den abgerundeten Halbschleier (à l'impératrice, oder, nach der schönen Kaiserin der Franzosen Eugénien (Schleier genannt) nicht ungenügt vorübergehen zu lassen. Sie werden ungefähr fünf Viertel Elle breit, drei Viertel lang getragen und sowohl mit den einfachsten, als mit den reichsten Mustern verziert. Ein Schleier von schwarzem, glatten oder feingemusterten Seidenstoff, um den Rand, natürlich mit Ausnahme der an den Hut zu sehenden Seite, in gleichmäßigen Bogen ausgeschnitten, mit einer schmalen Spitze besetzt, und, den Bogen folgend, in kleinen Entfernungen durch dreimaligen Bezug schwarzen schmalen Seidenbandes garnirt, ist eben so ausdrucksvoll als elegant und wenig kostbar.

Doch Sie lieben für den Sommer die weißen Schleier, und mit Recht. — Wenn Sie noch ein klein Wenig warten, erhalten Sie durch den Bazar Dessins zu Füllschleiern, unter Andern auch ein reizendes zum Eugénien-schleier, welche sowohl auf schwarzem als auf weißem Tüll in Bindloschick und leichter Application zu arbeiten ist.

An Hr. A. B. in E. Der Name des Verfassers ist kein Geheimniß, ist vielmehr nur durch ein Versehen unter dem Gedicht nicht bemerkt worden. Dieses Gedicht: „Der Wein“, ist von Clara Gärtner, der Leiterin des Bazar schon bekannt als fleißige und talentvolle Mitarbeiterin desselben.

Wir bitten den Componisten der Tänze: „Spring flowers“ und „la modeste polka“, Hr. C. D. — uns seinen Aufenthaltsort anzuzeigen, damit wir ihm directe Antwort können lassen.

Hr. S. R. in E.-g. (Baden). Das, was Sie jetzt im Bazar vermiffen, ist deshalb fortgelassen, weil es einen praktischen Werth nicht hat. — Daß wir durch Lieferung anderer Sachen doppelt und dreifach entschädigt haben, ist allseitig anerkannt.

Hr. Baleska v. G. in D. Wir haben bereits in der vorigen Nr. mitgetheilt, daß Nr. 20 des Bazar vier Mantillenschmitze bringt; ebenso noch einige Mantillen in Abbildung. Sie sehen, daß wir allerdings die Wichtigkeit der „Mantillen-Frage“ anerkennen und sie zu lösen suchen.

Hr. M. R. in B. Die Kinder-Garderobe kommt nun sehr bald an die Reihe; wir liefern Abbildungen und Schmitze. Und dann folgen neue Faillen.

Hr. G. H.-t. in E. Ja!  
Hr. F. in D. Es liegen uns für die nächsten Nummern so viele und nothwendige Arbeiten vor, daß uns die Erfüllung Ihres Wunsches nicht möglich ist. Aber wenn Sie uns eine Adresse näher bezeichnen wollen, so senden wir Ihnen das Gewünschte direct.

Wesno in Pesth. Vortrefflich.

C. in C. Empfangen — aber unser Raum ist so in Anspruch genommen, daß sich für jetzt kein Plätzchen findet.

Hr. v. S. in C.-h. Für die gewöhnliche Toilette: ja! Aber gedulden Sie sich noch kurze Zeit, das Faillen-Thema kommt demnächst zur Abhandlung.

Hr. G. H. in Br. Soll folgen.

Hr. Julie B. in H. Ist das Dessin in Nr. 16 nach Wunsch?  
Hr. Math. v. Th. in B.-n. Ihre Klage, daß der Cleander so selten zur Blüthe gelangt, ist eine allgemeine; fast durchgängig aber trägt die Behandlungsweise allein die Schuld. — Wir wollen Ihnen das sichere Mittel an die Hand geben, Ihre Cleander alljährlich zur Blüthe zu bringen. Vor Allem bedarf der Cleander viel Feuchtigkeit, besonders vor und während der Blüthezeit. Das Wasser aber muß sehr warm (auf dem Feuer gewärmt) sein und das Begießen darf nur am frühen Morgen oder am späten Abend stattfinden. Die gefüllten (doppelten) Cleander kommen im Freien schwerer zur Blüthe, als hinter dem Fenster. Je mehr Sonne die Pflanze erhält, um so mehr und vollere Blüthen wird sie treiben.

An Hr. A. . . . S. in B. Ihr Wohlgefallen an meinen Versen ist mir wahrhaft erfreulich, doch indem ich Ihnen Dank dafür sage, gestatten Sie mir wohl Ihre Meinung über dasselbe in gewisser Beziehung zu berichtigen. Mein Sonett: „Mai“ soll keine Erklärung der hübschen Bignette sein, welche der ersten Seite des Bazar Nr. 17 einen so angemessenen Schmuck verleiht. Der Schöpfer des Bildes: „Der Mai“ feiert zwar in seiner Composition denselben Gegenstand, doch auf andere Weise, als es in den obengenannten Versen geschieht. Die Allegorie des Bildes ist verständlich genug, um eine Erklärung entbehren zu können — und wenn Sie mein Sonett lieben wollen, so bitte ich, thun Sie es um seiner selbst willen.

[2310]

Marie Garrer.

**Bekanntmachung.**

Vielfache Anfragen veranlassen uns zu der Mittheilung, dass für diejenigen verehrlichen Abonentinnen, welche den Bazar vom 2. Quartal ab bezogen, noch eine kleine Anzahl des ersten Quartals reservirt blieb und dasselbe zum Preise von 20 Sgr. durch alle Buchhandlungen und königl. Zeitungscomptoire zu beziehen ist.

**Die Administration des Bazar.**